

Das Wurf



Glückauf 1934!

Lichtbild: Paul Wolff-Mauritius.

Monatschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XIV. Jahrg.

Düsseldorf



Januar 1934

Heft 1

Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigten Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XIV. Jahrg.

Düsseldorf, Januar 1934

Heft 1

Auf deine Zugehörigkeit zu dem ehrbaren, tapfe-
ren, arbeitsamen, in seiner Grundfesten immer zu
erschütternden

Volk der Deutschen

wünsche ich dich hiermit noch einmal eindring-
lich aufmerksam zu machen. Gedenke zu jeder
Zeit, welche eine

uralte, erstaunliche Ehre

du auf dieser völkerwimmelnden, völkerschaffen-
den, völkervernichtenden Erde mit zu bewahren,
vermehrten und verringern vermagst!

Dein Wilhelm Raabe.

Zukunftsaufgaben des Unternehmers.

Von Dr. Th. Wuppermann, Schlebusch-Manfort.

Vortrag, gehalten vor der Mitgliederversammlung der Gesellschaft der Freunde des „Dintz“.

Im Novemberheft äußerte sich Dr. Th. Wuppermann in einem auch von der Tagespresse viel beachteten Aufsatz über „Wirtschaftsführung und neuer Staat“. Auch aus unserem Leserkreis gingen uns verschiedene Zuschriften zu, die auf eine starke Resonanz schließen ließen. Dabei wurde verschiedentlich der Wunsch laut, die in einer Fußnote zitierten, aus dem Jahre 1931 stammenden Ansichten des Verfassers über die von ihm schon vor der nationalen Erhebung geforderten „Zukunftsaufgaben des Unternehmers“ ausführlich kennenzulernen, und sei es auch nur, um, wie eine Zuschrift meint, „festzustellen, ob der verantwortungsbewußte deutsche Unternehmer schon damals dem Geist der Zeit voraus war, oder ob er erst im letzten Jahr sich eindeutig über die ihm gestellten Aufgaben klargestellt hat“.

Wir lassen nachstehend die Hauptgedanken des am 16. Oktober 1931 vor der „Gesellschaft der Freunde des Dintz“ gehaltenen Vortrages in unverändertem Wortlaut folgen; einmal, weil es heute nicht ganz abwegig ist, daran zu erinnern, daß in den verantwortungsbewußten deutschen Unternehmertreibern „der Glaube an die Vernunft, die auch in den wirtschaftlichen Dingen ist, sobald nur die Menschen vernünftig sein und handeln wollen“, nicht erst mit dem Beginn des Jahres 1933 zusammenfällt; zum anderen, um zu zeigen, daß zwischen verantwortungsbewußten Menschen, die in allen Berufen und Schichten zu finden waren, schon damals eine — vielleicht nicht immer ausgesprochene — Harmonie des Willens bestand.

Das schönste, zugleich das dankbarste Vorrecht des Führers ist die nie rastende Fürsorge für das Wohl der von ihm Geführten im Rahmen der vorliegenden Aufgaben. Das bezieht sich insbesondere auf die Fürsorge für die Arbeitsfreudigkeit der Geführten. Die Geführten müssen das Ziel kennen, sie müssen für das Ziel begeistert werden.

Wie der Kapitän eines Schiffes auf die Mitarbeit seiner Mannschaft angewiesen ist, so ist jeder Führer auf die Resonanz bei den Geführten angewiesen. Es ist die Aufgabe des Führers, das Vertrauen der Geführten in ihn zu erzwingen. Die echte Führung zeigt sich dann in dem erfolgreich gestellten Anspruch auf freiwillige Unterordnung der Geführten. Es ist die unbedingte Aufgabe eines jeden Führers, bei den Geführten das Vertrauen in die Richtigkeit der von ihm getroffenen Maßnahmen wachzurufen.

Wie kommt es nun, daß für uns Deutsche die Aufgabe der Menschenführung so zum Problem geworden ist? Hat nicht die Erziehung des alten Heeres Ungewöhnliches geleistet, und warum konnte doch am Ende der Zusammenbruch nicht vermieden werden? Hat nicht die Wirtschaft mit dem Wiederaufbau nach der Kriegskatastrophe Übermenschliches geleistet? Haben es unsere Wirtschaftsführer an Initiative, an Verantwortungsfreudigkeit fehlen lassen? Nein! Und warum ernten sie doch in der großen Masse Schimpf und Haß statt Anerkennung und Vertrauen, überall Abkehr statt Gefolgschaft?

Mir scheint dies in allererster Linie daher zu kommen, daß den Führern der direkte Kontakt mit den Geführten aus allerhand Gründen verloren ging. Daß ich das Problem gerade von diesem Punkte aus sehe, kommt wohl daher, daß ich selbst das Problem der Führung in dem Betriebe, also in fortwährendem Umgang mit Geführten aller Art, Angestellten wie Arbeitern, erlebe.

Damit kommen wir dann zu unseren Betrieben und der Stellung des wirtschaftlich verantwortlichen Führers in denselben. Wir haben es wie im Kriege, so auch in der Nachkriegszeit hervorragend verstanden, die Arbeit in unseren Betrieben und die Maschinen zu organisieren.

Es ist ja noch nicht so lange her, als viele Betriebe von einer wahren Organisationskrankheit ergriffen wurden. Vielgepriesene Organisatoren mit einem Stabe von Mitarbeitern zogen in den Betrieb ein, und meist ging es darauf hinaus, daß diese berufsmäßigen Organisatoren dem Betriebe eine Organisation nach Art eines Konfektionsanzuges verkaufen wollten oder auch mit Erfolg verkauften, der dann nachher nicht saß und der aus diesem Grunde entweder wieder abgelegt wurde, oder es mußte ein geschickter Zuschneider die Dinge auf die Lebenserfordernisse des Betriebes erst zuschneiden. Trotzdem wurde auch dann noch zuweilen die wich-

tigste Forderung, die an jede Organisation zu stellen ist, die höchste Wirtschaftlichkeit, übersehen. Aber wir lernten auch bald erkennen, daß, wenn die Form der Organisation nicht zu dem Leiter des organisierten Betriebes, nicht zu seiner Persönlichkeit paßte, der absolute Fehlschlag das sichere Ende sein mußte.

Darum ist es jetzt unsere Aufgabe, andere Mittel und Wege zu finden, die uns zur Beseitigung der allen bewußt gewordenen Fehler führen können. Der Weg scheint mir nicht so sehr in organisatorischen Maßnahmen, als vielmehr in der Arbeit am Menschen, in der Erziehung unserer Mitarbeiter zu liegen. Als im Jahre 1914 das deutsche Heer mobil gemacht wurde, war hier ein Apparat in Bewegung gesetzt, der unendlich viel größer war als unsere größten heutigen Industrieunternehmen. Aber bis zum letzten Mann herunter begeisterte alle die gleiche Zielsetzung — das Vaterland zu verteidigen. In der Zielsetzung scheint mir die Lösungsmöglichkeit zu liegen. Welches Ziel begeistert denn heute den Beamten eines großen Betriebes? Werden sich da nicht eine große Anzahl von sonst sicher pflichttreuen Männern schon auf dem Wege zum Büro bei dem Gedanken erfassen, daß sie bereits an den Nachhauseweg denken? Ich fürchte, daß die große Mehrzahl heute die Arbeit immer ohne besondere Begeisterung verrichtet. Hier muß der Hebel angefaßt werden.

Will man eine Arbeit mit Begeisterung verrichten, so muß das Endziel bekannt sein, für das die Arbeit geleistet werden soll. Darin liegt gerade in großen Betrieben oft die Schwierigkeit. Hier erscheint es mir Aufgabe des Führers, seine Mitarbeiter über die geschäftlichen Ziele, auch über die über die direkte Arbeit der Mitarbeiter hinausgehenden Ziele eingehend zu unterrichten. Nur der Mensch kann sein Höchstes leisten, der sich mit seinem ganzen Herzen an sein Ziel bindet. Das gilt für den Führer, das gilt für den Geführten. Nur muß der Führer dem Geführten die Gelegenheit geben, das Ziel nicht nur kennen, sondern auch lieben zu lernen.

Es ist selbstverständlich, daß die höchsten Leistungen bei einem Menschen nur dann erreicht werden können, wenn er sich von seelischem Druck möglichst weitgehend befreit weiß. Es ist daher unumgänglich notwendig, daß der Führer an den persönlichen Geschicken seiner Untergebenen Anteil nimmt.

Eins der wichtigsten Probleme liegt im Ausbau der Aufstiegsmöglichkeiten. Wenn wir die Wirtschaft in ihrem augenblicklichen Zustand sehen, dann finden wir nur wenig Aufstiegsmöglichkeiten. Aber selbst wenn dieser Zustand, was nicht anzunehmen ist, ewig so bleiben sollte, dann gibt es trotzdem doch noch Fortentwicklungsmöglichkeiten, auf die man jeden hinweisen sollte. Diese liegen dann mehr in geistiger Richtung und in der Richtung des eben über die persönliche Leistungsfähigkeit Gesagten. Auch hier kann in der Steige-

Geheimrat Prof. Dr.
Fritz Wüst,
der verdienstvolle erste Leiter
des
Kaiser-Wilhelm-Instituts
für Eisenforschung zu
Düsseldorf.

Bronzebüste von
Johannes Knubel,
geschaffen zum 70. Geburtstage des
Gelehrten, bestimmt für den Neubau
des Eisenforschungsinstituts, dessen
Grundstein demnächst gelegt wird.



rung noch eine wohlthuende Befriedigung für den einzelnen liegen. Letzten Endes bleibt natürlich der wirkliche berufliche Aufstieg, das höhere Einkommen der große Anreiz für den strebenden Menschen.

Bei der Auswahl von Kräften sollte mehr als bisher Gewicht auf die Frage des Charakters, der Persönlichkeit gelegt werden. Nichts muß auch mehr verbittern, als wenn vorwiegend persönliche Beziehungen den Ausschlag geben. Es stehen uns heute schon objektive Mittel zur Prüfung zur Verfügung; nutzen wir sie, so wird Erfahrung uns weiter lehren.

In einem wichtigen Punkte können wir nicht vorbeigehen, das ist, die Mitarbeiter wirklich wirken zu lassen. Es gibt wohl viele Führer, die in geschickter Weise die Arbeit auf ihre Mitarbeiter übertragen und auch die richtige Ausführung dieser Arbeit erzielen. Es gibt aber wenige Führer, die es verstehen, in erzieherisch geschickter Weise den Mitarbeiter an dem äußeren Erfolg seiner Tätigkeit teilhaben zu lassen. Das ist notwendig, denn der Mensch lebt von der Anerkennung.

I/3

Wenden wir uns nunmehr der Stellung des Unternehmers, des wirtschaftsverantwortlichen Führers in der Öffentlichkeit zu. Hier sehen wir ihn im Mittelpunkt aller Mißverständnisse. Diese Mißverständnisse in der Auffassung des wahren Unternehmer-Führertums reichen in die weitesten Kreise unserer gebildeten Volksschichten. Hier berührt jedes Mißverständnis deshalb um so empfindlicher, weil bei dem gebildeten Menschen eine bessere Urteilsfähigkeit erwartet werden kann als bei der breiten Masse des Volkes, die von der Art der Belehrung, die sie empfängt, abhängig ist. Aber selbst unsere Gebildeten suchen oft die wahren Zusammenhänge nicht mehr zu durchdringen; sie halten sich an den äußeren Schein und verfallen reifungslos der heute allgemeinen Krankheit, Einzelercheinungen zu verallgemeinern und in vielen Dingen Ursache und Wirkung miteinander zu verwechseln.

Wir könnten uns natürlich damit über diesen Zustand trösten, daß wir uns sagen, daß ein wahrer Führer unpopulär sein muß, weil er über seinen Wirkungskreis hinaus seine Ziele nicht klarmachen könne. Das gilt aber nicht für das wirt-

3



Deutsches Eck bei Koblenz.

Radierung von Josef Steib.

schaftliche Führertum, in seiner Gesamtheit gesehen. Die Schuld daran, daß diese Mißverständnisse heute die Gehirne der Mehrzahl unserer Volksgenossen beherrschen, tragen alle Unternehmer selbst. Wie in jedem Einzelfalle die Verantwortung für die guten Beziehungen mit den Geführten beim Führer liegt, so ist das auch mit diesen Beziehungen zur Öffentlichkeit.

Bei der Maschine sind wir an allen Stellen aufs eifrigste bemüht, jede Reibung zu vermindern. Wir haben damit in bezug auf die Kraftersparnis, die Erhöhung der Wirtschaftlichkeit sowie für die Lebensdauer der Maschine Erstaunliches erreicht. Für unser Volksleben sind aber die richtigen Rollenlager und die vernünftige Ölumlaufrschmierung noch nicht gefunden. Wir sollten uns nicht dadurch entmutigen lassen, daß diese innere Zerrissenheit des ganzen Volkes eine Krankheit sei. Krankheiten sind dafür da, geheilt, und Schwierigkeiten dazu da, überwunden zu werden. Gerade die Aufgabe des wirtschaftsverantwortlichen Unternehmers muß es sein, sich für die Beseitigung der unnützen Reibungen in unserer Volkswirtschaft mit ganzer Kraft einzusetzen. Wir sehen auf den verschiedensten Gebieten begrüßenswerte Anfänge zu solchem Tun.

Unser gemeinsames, großes Ziel ist die Besserung des Geschickes des deutschen Volkes in seiner Gesamtheit und damit auch jedes Einzelschicksals. Die allererste Voraussetzung dazu ist die Verbesserung der Beziehungen von Mensch zu Mensch in unserem Vaterlande. Wie wir bei unseren Mitarbeitern, die von uns geführt werden sollen, besseres Verständnis der betrieblichen Zusammenhänge erreichen müssen, so liegt es uns auch ob, für ein besseres Verständnis der allgemeinswirtschaftlichen Zusammenhänge in der Öffentlichkeit zu sorgen. Der Wirtschaftsführer muß hier Mittel und Wege zum erfolgreichen Vorgehen finden, und zwar zum Vorgehen auf allerbreitester Grundlage.

Was ich Ihnen da sage, klingt so ein bißchen nach Weltverbesserung. Ich kann Ihnen aber wirklich versichern: mir ist gar nicht danach. Ich persönlich betrachte es als meine Aufgabe, in meinem Wirkungskreise lediglich mit dem Maßstab der höchsten Wirtschaftlichkeit zu arbeiten. Es ist ein

Lebenszweck eines jeden Menschen, zu wirtschaften, und der Maßstab für alles Wirtschaften wird stets höchste Wirtschaftlichkeit sein und bleiben.

Sie werden mir entgegenhalten, Sie wünschten als Führer eine sittlich starke Persönlichkeit. Das sei doch mit dem Handeln nur nach dem Maßstab größter Wirtschaftlichkeit unvereinbar.

Ich bin der Ansicht, daß diese Einstellung grundfalsch ist. Das Berufsethos des Wirtschaftsführers besteht darin, stets nach dem Maßstab der absoluten Richtigkeit zu handeln und zu entscheiden, und richtig erfüllt er seine Funktion nur, wenn er sich von dem Gedanken der besten Wirtschaftlichkeit leiten läßt. Das ist zwar dabei zuweilen unvermeidbar, daß für Einzelschicksale Härten, mitunter sogar ungeheure Härten, entstehen. Aber letzten Endes bildet eine sittlich richtig verstandene höchste Wirtschaftlichkeit die Grundlage für den Wiederaufstieg und den endgültigen Wohlstand des ganzen Volkes.

Daß ich unter einer sittlich richtig verstandenen höchsten Wirtschaftlichkeit nicht das Erraffen aller sich bietenden kurzfristigen Vorteile verstehe, brauche ich wohl nicht besonders zu betonen.

Es wird jedem Führer eines Industrieunternehmens ohne weiteres klar sein, daß jeder Erwerbslose für ihn selbst auch wieder einen Unkostenfaktor bedeutet. Wenn ich daher vor der Entscheidung stehe, entweder mit wenigen Belegschaftsgruppen eine größere Anzahl von Schichten je Woche zu verfahren oder mit einer größeren Anzahl von Belegschaftsgruppen eine kleine Anzahl von Schichten zu verfahren und sich das innerhalb der Selbstkostenrechnung meines Betriebes so gut wie gleich stellt, so muß ich mir sagen, daß die höchste Wirtschaftlichkeit darin liegt, möglichst viele Arbeitnehmer beim Werk zu halten. Die Entscheidung liegt also hier von selbst in Richtung der Ethik. Und trotzdem war der Maßstab für das Handeln lediglich die höchste Wirtschaftlichkeit.

Und so komme ich denn zu dem Schlusse: Wenn wir uns und unser Volk aus den Ketten der Wirtschaftskrise befreien wollen, müssen wir handeln, handeln nach dem Grundsatz der höchsten Wirtschaftlichkeit mit dem sittlichen Ernst einer starken Persönlichkeit, jeder an seinem Platze, aber jeder mit seiner ganzen Kraft.



Der Richter in seiner Amtstracht, umgeben von den Urteilern.

Holzschnitt aus der „Bambergischen Gerichtsordnung“ Mainz 1508.

Deutsches Volk – deutsches Recht.

Von Dr. jur. G. R. Schmelzeisen, Amts- und Landrichter.

Mit 6 Holzschnitten aus „Der Richter und die Rechtspflege in der deutschen Vergangenheit“^{*}.

I. Nationalsozialismus und Rechtserneuerung.

Wirklich große und für die Weltgeschichte bedeutsame Revolutionen stehen immer im Zeichen eines aufbauenden und damit in die Zukunft weisenden Gedankens. Die deutsche Märzrevolution des Jahres 1933 will daher mehr als die Ueberwindung der unser Volk bedrückenden Mißstände, mehr auch als die äußere Neugestaltung der staatlichen und öffentlichen Verhältnisse. Das Ziel ist die völlige, die Grundlagen und alle Lebensäußerungen des deutschen Volkes erfassende Erneuerung aus der deutschen Wesenheit. Ein hohes, weitgestecktes Ziel, das eine völlige Wandlung unserer Geschichte bedeuten kann und soll.

Jede Weltanschauung enthält auch eine Rechtsanschauung. Denn jede Weltanschauung bezieht sich auf das Ganze der Welt und demnach auch auf die dem menschlichen Geist entspringende Ordnung des menschlichen Zusammenlebens. Die Rechtsanschauung ist die weltanschauliche Ausgangsauffassung vom Recht.

Die nationalsozialistische Rechtsanschauung hat ihren

^{*} Die deutschen Stände in Einzeldarstellungen, 4. Bd., Franz Heinemann. Der Richter und die Rechtspflege. Zweite Auflage. Mit 159 Abbildungen. Eugen Diederichs, Verlag, Jena.

grundsätzlichen Niederschlag gefunden in Punkt 19 des nationalsozialistischen Parteiprogramms: „Wir fordern Ersatz für das der materialistischen Weltanschauung dienende römische Recht durch ein deutsches Gemeinrecht.“ Den Grundgedanken dieser Forderung hat Helmut Nicolai dahin erläutert, daß dem deutschen Volk ein Recht geschaffen werden soll, das seinem Inhalt nach deutsch ist, das dem deutschen Wesen angemessen ist. Ein solches Recht kann nur aus dem deutschen Volksgeist geboren werden.

Wesen und Bedeutung des Volksgeistes sind lange verkannt worden. Ja, man kann schon sagen, daß erst unsere Gegenwart sie richtig zu würdigen verstanden hat. Zwar hatte schon die Romantik, jene gefühlszugewandte Geistesrichtung zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, vom Volksgeist gesprochen und in ihm die Quelle aller Kulturgüter, der Sprache, der Kunst und des Rechts, erblickt. Bedauerlich war nur, daß sie das Wesen des Volksgeistes selbst nicht zu erfassen vermochte. So bemächtigte sich der im Laufe des Jahrhunderts immer verstandesbetonter werdenden Wissenschaft der Verdacht, der



Schwur und Wasserurteil.

Zeichnung
aus dem Heidelberger Sachsenspiegel.
Handschrift des 13. Jahrhunderts.

Volksgeist sei ein Gebilde der Phantasie. Sich auf ihn zu berufen, wurde als unwissenschaftlich angesehen. Heute dürfen wir wieder vom Volksgeist sprechen, ohne uns der Gefahr der Mißachtung auszusetzen. Die neuzeitliche Rassenforschung hat das Verdienst, sein Wesen näher erfaßt zu haben. Sie sagt: Der Volksgeist ist eine Ausgeburt der Rasse. „Eine Rasse stellt sich“ — wie der Rassenforscher Hans F. K. Günther sagt — „in einer Menschengruppe dar, die sich durch die ihr eignende Vereinigung körperlicher Merkmale und seelischer Eigenschaften von jeder anderen in solcher Weise zusammengefaßt Menschengruppe unterscheidet und immer nur ihresgleichen hervorbringt.“ In jeder Rasse ist also Körperliches wie Geistiges wirksam. Die Begriffe Rasse und Volk decken sich im allgemeinen nicht. Jedenfalls ist kein europäisches Volk reinrassig. Alle Völker Europas sind Rassenmischungen. Der Geist der in einem Volk verbundenen Rassen bringt den Volksgeist hervor. Das deutsche Volk ist in hohem Maße von der nordischen Rasse getragen. Daher ist auch der deutsche Volksgeist vornehmlich vom nordischen Rassengeist bestimmt. Seine Eigenart ist die tiefe Spaltung in Seele und Verstand. Zwar wirkt sich jeder menschliche Geist in den beiden entgegengesetzten Richtungen der Seele und des Verstandes aus. Aber im deutsch-nordischen Geist ist die Gegensätzlichkeit wesentlich erhalten. Schon bezüglich des nordischen Geistes hebt die Rassenforschung das bestimmte Urteilsvermögen bei klar abwägendem Wirklichkeitsinn ebenso hervor wie die kühne, ja überschwengliche Einbildungskraft. In der Tat ist das deutsche Geistesleben stets vom Erlebnis der Gegensätzlichkeit beherrscht gewesen. Moeller van den Bruck meinte in einem sehr tiefen Sinne, wir müßten als Deutsche die Kraft haben, in Gegensätzen zu leben.

In jüngerer Zeit macht sich in unserem Schrifttum immer deutlicher die Überzeugung bemerkbar, daß der deutsche Geist vom Gesetz des Gegensatzes beherrscht sei. Ein nationalsozialistischer Schriftsteller sprach es sehr eindrucksvoll aus, daß seelische und geistige Spannungslosigkeit die Sinnzerstörung der deutschen Lebensgedanken bedeute. In ähnlichem Sinne schrieb soeben Julius Schmidhauser: „Im Grunde geht der deutsche Kampf gegen die Zerspaltung des eigenen Wesens, das zwiefach gerichtet ist nach dem ewigen Sein und Werden und das in der Durchdringung allein seine Erfüllung hat.“ Ich selbst habe in meiner Arbeit „Die weltanschaulichen Grundlagen der Zeitwende“ die Grundgedanken des Nationalsozialismus aus der geistigen Grundspannung unseres Volkes zu erklären versucht*. Aus dieser Grundspannung ergibt sich einmal die schöpferische Kraft des deutschen Geistes, zu der das Erlebnis des Gegensatzes den deutschen Menschen immer wieder aufs neue drängt, dann aber auch das Streben nach Ganzheit im Sinne einer Überwindung des Gegen-

satzes in einer höheren Einheit, in der des Lebens letzter Sinn gesucht wird. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn ich behaupte: Ganzheit ist das große weltanschauliche Ziel des Nationalsozialismus.

Die deutsche Geistesgeschichte ist von größerer Seelenhaftigkeit zu größerer Verstandesherrschaft verlaufen. Das läßt sich in der Rechtsgeschichte ebenso verfolgen wie in der allgemeinen Kulturgeschichte.

In der germanischen Frühzeit und auch noch in der fränkischen Zeit, also von den Anfängen bis etwa um 900 n. Chr., war das Recht wie die gesamte Kultur noch vorwiegend seelenbetont. Beide waren erdhast gebunden, das heißt bäuerlich im besten Sinne des Wortes, und verrieten einen stark familienhaften Zug. Der Einzelmensch wird immer nur als Glied der Familienverbände des Hauses und der Sippe gewertet. In ihnen ist er gesellschaftlich, wirtschaftlich und rechtlich geborgen. Das Recht entspringt dem unmittelbaren Erlebnis des Volkes. Es lebt in Brauch und Sitte und ist jedem einzelnen Volksgenossen ohne weiteres verständlich. Schriftliche Rechtsaufzeichnungen hatte man noch nicht nötig. Da das Volk noch rasserein war, bestand gleiches Empfinden und damit gleiches Recht. Im übrigen war das Recht triebhaft und gottbezogen. Es duldete Fehde und Blutrache als Formen der Selbsthilfe. Es herrschte die grauenhafte Vorstellung, daß ein Ungerächter keine Ruhe finde im Jenseits und als Wiedergänger seine Sippengenossen, denen es oblag, ihn zu rächen, an ihre Pflichten mahne. So spielt der Totenglaube in das Recht hinein. Überhaupt ist das Recht stark von Jenseitsvorstellungen beherrscht. Es wird als ein Geschenk der Götter angesehen.

Im Mittelalter (900 bis 1500) war das Recht ebenso seelen- wie verstandesbezogen. Es war bäuerlich als auch städtisch. Die städtische Kultur beruht auf der verstandeswacheren Latkraft des Einzelmenschen und ist daher mehr dem Verstande zugeartet als die im Verhältnis zu ihr mehr seelen- und schicksalsbetonte bäuerliche Kultur, die allerdings als solche noch die Grundlage des Lebens bildet. In der Stadt wird der Mensch in steigendem Maße aus der strengen Bindung der Familienverbände wie aus den Verbänden der bäuerlichen Grundherrschaft befreit. Die Stadt bringt einen gewissen freiheitlichen Zug ins Recht: „Stadtlust macht frei.“ Aber keineswegs lebte der städtische Mensch in zügelloser Freiheit. Noch immer gilt der Gedanke, daß jeder sich den höheren Gesamtzwecken unterzuordnen habe und daß kein Eigentum dem nackten Eigennutz dienen dürfe. Alles in allem sind die Verhältnisse verwickelter als in den Frühzeiten. Daher wird das Recht mehr durchdacht und in schriftlichen Aufzeichnungen niedergelegt. Damals entstanden die berühmten Rechtsbücher: der „Sachsenspiegel“ (um 1230), der „Schwabenspiegel“ und das „Kleine Kaiserrecht“. In unzähligen Weistümern der

* „Das Werk“ 1933, Seite 294 ff.



Eid vor dem Richter.

Aus dem Heidelberger Sachsenspiegel.

Handschrift des 13. Jahrhunderts.

In der oberen Reihe: Bekräftigung des Schwures durch die Schöffen, welche durch umhängende Mäntel gekennzeichnet sind. — In der Mitte: Sieben Mönche zeugen gegen einen Genossen. — Unten: Richter und Schultheiß, vor ihnen die einundzwanzig Eideshelfer.

bäuerlichen Gemeinden und Stadtrechten ward das Recht aufgezeichnet. Die Triebhaftigkeit wird im Recht sehr zurückgedrängt. Staat und Kirche suchen durch die Landfriedensgesetzgebung Fehde und Blutrache einzudämmen. Im übrigen wird das Recht jetzt auf den Christengott bezogen. „Got selve ist recht“ sagt der „Sachsenspiegel“.

Die Neuzeit (seit 1500) wird in der deutschen Rechtsgeschichte eingeleitet durch die Aufnahme des römischen Rechts. Diese ist nur daraus zu erklären, daß der deutsche Volksgeist sich zu einer größeren Verstandesbetonung gewandelt hatte. Auch das aufgenommene römische Recht war ein Verstandesrecht. Ursprünglich war das Recht des römischen Volkes zwar ebenso wie das des deutschen seelenhaft und volkstümlich gewesen. Aber es hatte diese Eigenschaft zur Zeit der römischen Kaiser fast ganz eingebüßt. Das römische Kaiserreich war allerdings auch keine völkische Einheit mehr. Es war nichts anderes als eine durch verstandesstarre Macht erzielte Vereinigung der verschiedenartigsten Völker und Rassen. Weil das römische Volk in der späteren Zeit nicht mehr rasserein war, fehlte ihm das aus Seele und Verstand zugleich fließende Rechtserlebnis. So konnte man sich nur noch durch ein reines Verstandesrecht helfen. Im sechsten Jahrhundert n. Chr. wurde dies Recht einer untergehenden Kultur von Kaiser Justinian in einem großen Gesetzeswerk niedergelegt. Von diesem Buch fühlte sich der nach Ausgang des Mittelalters allzusehr dem Verstande zuneigende deutsche Geist besonders angezogen. Es bildete sich der verhängnisvolle Satz heraus, daß das Recht des Justinianischen Gesetzbuches immer dann

gelten solle, wenn ein ausdrücklicher deutscher Rechtsatz fehle. Schlimmer war, daß die nunmehr rechtsgelehrten, das heißt verstandesmäßig vorgebildeten und eingestellten Richter es fast immer anwendeten, zumal es die Grundlage ihres Studiums an den oberitalienischen Universitäten gewesen war. So drang das fremde Recht einer längst vergangenen Kulturstufe in das deutsche Rechtsleben ein. Es ist dabei bedeutungsvoll, daß zu gleicher Zeit das deutsche Volk seinen Rasseninstinkt verlor und immer weniger darauf Bedacht nahm, Rassenreinheit zu bewahren. Man sieht also: Zeiten überragenden Verstandes sind immer Zeiten rassischer Instinktslosigkeit. In den Kreisen der Bauern, der Handwerker und des Adels waren die Verhältnisse in dieser Beziehung verhältnismäßig günstiger. So blieb hier viel deutsches Recht erhalten. Aber mit der Zeit versiel es gleichfalls der Verstandesherrschaft.

Als Folge der Vorherrschaft des Verstandes ergeben sich grundsätzliche Verschiedenheiten zwischen römischem und deutschem Recht. Das römische Recht ist nicht wie das deutsche ein im Volk wurzelndes und in ihm lebendiges Erlebnis, an dem jeder Volksgenosse teilnimmt. Vielmehr ist es ein Recht verstandesgemäß geschulter und denkender Männer. Das deutsche Recht ist Volksrecht, das römische Recht ist Juristenrecht. Das römische Recht sucht die Gerechtigkeit in streng gesetzmäßiger Anwendung der Begriffe und ihrer denkgesetzlichen Verknüpfung. Ganz anders das deutsche Recht. Weil es auch von der Seele durchdrungen ist, hat es sich niemals sklavisch den Begriffen und den Denk-



Abführung
ins Gefängnis.

Holzschnitt aus:
Tengler, Laienspiegel.
Mainz,
Joh. Schöffer 1508.

gelesen unterworfen. Es hat immer die lebensnahe Entscheidung im Auge behalten. Keinesfalls gab die verstandes-scharfe Regel den letzten Ausschlag. Das römische Recht war vornehmlich Befehl der staatlichen Obrigkeit und wurde von oben her angeordnet. Der Kaiser, dem die Macht zustand, im Gesetz neues Recht zu schaffen, war umgekehrt dem Gesetz nicht unterworfen. Auch hier ging das deutsche Recht andere Wege. Es quoll aus dem geistigen Urboden des Volkes und war nicht nur für jeden einzelnen Volksgenossen, sondern auch für die staatliche Obrigkeit bindende Regel. Die germanischen Volks-könige wie die Kaiser des deutschen Mittelalters waren niemals Herrscher mit unbegrenzter Macht, sondern sie waren stets dem Recht unterworfen. Der Krönungs Eid der deutschen Könige ging nach dem „Schwabenspiegel“ dahin, „das Recht zu stärken und das Unrecht zu kränken“. Und endlich war das deutsche Recht immer gemeinschaftszugewandt und mitfühlend, das römische Recht hingegen immer nur auf den einzelnen Menschen bezogen und vom Eigennuß beherrscht. „Die Selbstsucht ist die Triebfeder des Ganzen“, sagte Ihering in sehr tiefer Erkenntnis.

Deshalb ist das römische Recht auch auf die möglichst ungeschmälerte Freiheit des einzelnen bedacht. Dies zeigt sich namentlich im Erbrecht. Hier kann der einzelne durch letztwillige Verfügung seinen Nachlaß jedem zuwenden, dem er will. Ganz im Gegensatz hierzu hat das deutsche Recht den Nachlaß entsprechend dem Blutszusammenhang in der Familie erhalten, den Willen des Erblassers hingegen kaum beachtet. „Das Erbe geht durch das Blut.“ Seit der fränkischen Zeit suchte die Kirche das römische Testamentsrecht bei uns einzuführen, weil es die Möglichkeit eröffnete, daß die Gläubigen unter Umgehung der verwandtschaftlichen Erbsfolge Teile ihres Vermögens der Kirche zuwenden. Größere Bedeutung erlangte das Recht, ein Testament zu machen, aber erst mit der Aufnahme des römischen Rechts. Man kann hiernach sagen: Das römische Recht der Kaiserzeit, das in Deutschland aufgenommen wurde, war verstandesbezogen und in dieser Weise auf die Freiheit des Einzelmenschen aufgebaut;

es war ein individualistisches und liberalistisches Recht, wie man heute zu sagen pflegt. Insofern war es das reine Gegenteil des urwüchsigen deutschen Rechts, das letztlich immer nur auf das Gemeinwohl abzielte und die Freiheit nur als eine pflichtgebundene ansah. Die Zukunft gehörte dem römischen Recht. Denn die Entwicklung war durch ein weiteres Vordringen des Verstandes gekennzeichnet. Das Naturrecht, die Rechtsanschauung der Aufklärungszeit (zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts), war ausdrücklich auf den Verstand aufgebaut. Bezeichnenderweise wurde es auch „Vernunftrecht“ genannt. Aber unter Vernunft verstand man damals nicht wie heute eine Ganzheit von Seele und Verstand, sondern nur diesen. Als Verstandesrecht hatte das Naturrecht jede Beziehung zu Gott verloren. „Auch wenn es keinen Gott gäbe, wäre das Naturrecht da“, sagte damals der Naturrechtslehrer Hugo Grotius (1583 bis 1645). Auf das Naturrecht gehen die Gedanken der Freiheit und Gleichheit der Menschen zurück, die in der Französischen Revolution in das staatliche Leben einbrachen und durch sie hindurch bis auf unseren Tag gewirkt haben.

Das neunzehnte und zwanzigste Jahrhundert vertieften die bisherige Entwicklung und brachten sie zugleich zum Abschluß. Der Verstand gelangte wie in der Kultur ganz allgemein, so auch im Recht zur unbestrittenen Vorherrschaft, namentlich infolge der das neuzeitliche Weltbild auf dem Wege über die Naturwissenschaft beeinflussenden Erfahrungswissenschaft (Positivismus) und der verstandesbetonten Wirtschaftslehre (Materialismus). Jetzt wird das Recht als ein lückenloses, für sich bestehendes Verstandesgebilde angesehen, dessen Anwendung in erster Linie auf Begriffserläuterung und Begriffsverknüpfung beruht. Das Gesetz wird als die vornehmliche und unfehlbare Rechtsquelle angesehen. Das Streben, jede neu auftauchende Frage gesetzlich zu regeln, führt zu einer Flut von Gesetzen, die selbst die Männer des Rechts nicht mehr überschauen können. Seinem Inhalt nach steht dabei das Gesetz vielfach mit dem Recht in Widerspruch. Denn es ist im parlamentarischen Staat häufig nichts anderes als das

Vorführung
des
Gefangenen
vor den Richter.

Holzschnitt aus:
Bambergische Halsgerichts-
ordnung.
Mainz 1508.



Zufallsergebnis des Kampfes, den die ihrem eigenen Vorteil nachjagenden Parteivertreter miteinander führen. Ja, die Gesetzgebung kann im parlamentarischen Staat willkürlich dazu mißbraucht werden, dem Unrecht Schutz zu gewähren, wie zum Beispiel das Republik-Schutzgesetz zugunsten der Novemberverbrecher zeigt. Im übrigen führt die Auffassung, daß die Gesetze immer nur das Recht enthalten, zu einer sklavischen Unterwerfung unter die äußere Form des Gesetzes. Man scheut sich, gegen den Gesetzeswortlaut zu entscheiden. So wurde man zum Beispiel der „Geldentwertung“ nicht gerecht, weil man ganz äußerlich an dem aus dem Gesetzeswortlaut sich ergebenden Satz „Mark = Mark“ hängenblieb.

Sodann ist das Recht der Neuzeit nur dem Augenblick zugewendet und ohne Sinn für Vergangenheit und Zukunft. Den dringendsten Umständen soll durch Notgesetze abgeholfen werden. Aber sie verfehlen ihre Wirkung, weil sie das Recht nicht an der Wurzel packen. Daß unter solchen Verhältnissen die Pflege des deutschen Rechts gering geachtet wird, kann nicht wundernehmen. Selbst auf den Hochschulen tritt es stark in den Hintergrund. Mit einem Wort: Das Recht ist wie die ganze Zeit geschichtslos und droht dem Erstarrungstod zu erliegen.

Das Recht ist vor allem nicht von einer Weltanschauung getragen, und das ist die innere Ursache seines Verfalls. So entbehrt es der wirklichen Einheit, die nur aus einer einheitlichen Grundlage erwachsen kann. Es neigt zur Spaltung und Zersetzung. Da es weitgehend von individualistischen und liberalistischen Vorstellungen beherrscht ist, räumt es der Freiheit des Einzelmenschen einen zu großen Spielraum ein. Man sagt: „Wer sein Recht ausübt, schädigt niemanden.“ Dieser Gedanke läßt sich noch aus § 226 BGB. erkennen: „Die Ausübung eines Rechts ist unzulässig, wenn

sie nur den Zweck haben kann, einem anderen Schaden zuzufügen.“ In allen anderen Fällen, insbesondere dann, wenn die Schädigung des anderen einem eigenen Interesse des Schädigers entspricht, ist die Rechtsausübung also ohne weiteres gestattet. Das oberste Ziel des Rechts, einen gerechten Ausgleich zu schaffen, wird kaum mehr beachtet. Das Recht im Sinne der dem einzelnen zukommenden Befugnis löst sich aus seinem Urgrunde, dem Recht als allgemein verpflichtender Regel. Es wird selbständig. Von hier aus führt dann die Schrankenlosigkeit der Rechtsausübung notwendigerweise zur Schädigung des Volksganzen. Unter dem Schutz der verfassungsmäßig gewährleisteten Grundrechte durften volkschädliche Verbrecher ungestört ihren volks- und staatsgefährdenden Umlrieben nachgehen. Sie beriefen sich — um nur ein Beispiel zu nennen — auf ihr Grundrecht der freien Meinungsäußerung, und die Regierungsstellen mußten tatenlos zusehen, wie Volk, Ehre und Vaterland herabgewürdigt wurden. Dabei wurde vergessen, daß alle Grundrechte dort eine Grenze finden müssen, wo sie dem Wesen der Rechtsordnung zuwiderlaufen. Denn die Rechtsordnung soll dem Ganzen des Volkes und seiner politischen Gestalt dienen. Alles, was dem widerspricht, muß als rechtswidrig bezeichnet werden und kann daher auch nicht durch den Begriff der Grundrechte gedeckt werden.

Schließlich ist das Recht losgelöst von den anderen Geistesbereichen. Insbesondere hat es keinen Zusammenhang mit der Religion und der Sittlichkeit. Daher konnte es geschehen, daß abstoßende Gotteslästerungen ungeahndet blieben, die unter dem Schein eines „Kunstwerks“ dargeboten wurden. Andererseits wurde das Recht in bedrohlicher Weise in den Dienst des wirtschaftlichen Eigenmutes gestellt und von wirtschaftlichen Machtkämpfen beeinflusst. Das wiederum führte dazu, daß im Volke die Ehrfurcht vor dem Recht ausstarb und ein Vernichtungskampf aller gegen alle auszubrechen



Verspottung
der ungerechten
Richter.

Holzschnitt aus:
Bambergische Halsgerichts-
ordnung.
Mainz,
Joh. Schöffer 1510.

drohte. Der Bolschewismus stand vor der Tür. Die platte Wirtschaftsauffassung des neuzeitlichen Rechts zeigt sich zum Beispiel in folgendem: Nach § 903 BGB. darf der Eigentümer mit seiner Sache nach Belieben verfahren. Er darf daher Erzeugnisse ungeachtet der Not weitester Volkskreise vernichten, um aus eigennützigem Streben die Marktpreise zu halten. Dies Ergebnis ist höchst unbefriedigend. Zwar hatte schon die Weimarer Verfassung von 1919 in Artikel 152 verkündet: „Eigentum verpflichtet, sein Gebrauch soll zugleich Dienst sein für das gemeine Beste.“ Dennoch fand man nicht den Mut, Auswüchsen, wie den genannten, entgegenzutreten. Man war eben zu sehr durchdrungen von der individualistisch-universalistischen Auffassung des Eigentums. Wie hier, so war es allervwegen. Der Eigennutz war zum ausschließlichen Leitgedanken menschlichen Handelns geworden. Dementsprechend sah man im Recht meist nur eine lästige Fessel, die es geschickt abzustreifen galt.

So kamen wir zu einer Rechtsnot, die innerhalb der allgemeinen Not unseres Volkes als besonders drückend empfunden wurde. Das Recht lag in den Händen verantwortungsloser Machthaber, die ohne jedes Empfinden für die Volksseele und ihr Gerechtigkeitsbedürfnis waren. Volksfremde hatten in großem Umfang Einfluß auf die Gesetzgebung und die Rechtsprechung. Das Volk aber lebte ohne jeden Sinn für das Recht dahin und verlor damit zugleich in steigendem Maße das Rechts- und Gerechtigkeitsempfinden. Wir standen vor einem allgemeinen Kulturzerfall.

Freilich brach bei vielen Männern des Rechts mehr und mehr

die Einsicht durch, daß das deutsche Recht grundlegend erneuert werden müsse. Aber alle Versuche in dieser Richtung mißlingen, mußten mißlingen, weil es an einer gemeinschaftlichen weltanschaulichen Grundlage fehlte. Im parlamentarischen Staat tobten sich die verschiedenartigsten Meinungen aus, und darüber verlor man das große Ziel immer wieder aus dem Auge. Was in der Rechtsprechung und in der Rechtswissenschaft an lebendiger Rechtsgestaltung gelang, war im Hinblick auf die Größe der Aufgabe nur wenig. Dennoch muß anerkannt werden, daß unter den Männern des Rechts manche eifrig um die Rechtserneuerung bemüht blieben. Meist nahmen sie die Anregungen aus dem deutschen Recht der Vergangenheit. In der Tat werden wir aus dem gesunden und unverdorbenen Recht unserer Vorfahren manch guten Rat für das Recht unserer Gegenwart holen können. Aber das Wichtigste ist doch dies: Die Rechtsnot unseres Volkes hat ihren letzten und wesentlichsten Grund in dem Verlust einer völkischen Weltanschauung. Heute haben wir eine solche Weltanschauung im Nationalsozialismus. Er wurzelt lebendig im deutschen Volksegeist. So dürfen wir hoffen, daß ihm die Erneuerung des deutschen Rechts gelingen wird. Die Aufgabe ist ebenso bedeutungsvoll wie schwer. Dessen sollten sich alle deutschen Volksgenossen bewußt sein. Denn auch an ihnen liegt es, daß das Werk gelingt. Es kann eben nur dann gelingen, wenn alle die Bereitschaft haben, zum deutschen Recht zu kommen; wenn sie die lebendige Überzeugung in sich tragen, daß deutsches Volk und deutsches Recht zusammengehören.

Glück auf

1934!

Lichtbild:
Paul Wolff-Mauritius.



Lebenskunst.

Von Universitätsprofessor Dr. J. M. Berweyen (Bonn).

Es ist eine entscheidende Frage: Wie werden wir Herr aller Situationen unseres Lebens? Wie bemeistern wir die Fülle der von außen auf uns einströmenden Eindrücke und wie gestalten wir das Chaos in unserm eigenen Innern zu einem Kosmos? Wie bewähren wir uns in der Kunst, erfolgreich, froh und stark zu leben?

Auch in diesem Falle wird man nicht durch bloße Belehrung zum Künstler, aber man kann großen Gewinn haben von einigen Leitgedanken, an denen man sich wie an Leuchttürmen auf dem oft stürmisch bewegten Ozean des äußeren und inneren Lebens auszurichten vermag.

Erster Leitgedanke: Sachlichkeit! Hier weder a's alte noch als sogenannte „neue“ verstanden, sondern als Hingabe an die Außen- und Innenwelt der Tatsachen, an gegebene, vollends auf-gegebene Sachverhalte, das heißt: an die sachlichen Wertforde-

rungen. Nicht nur das Gegebene, Reale, das wir als sogenannte Tatsache vorfinden, auch das Aufgegebene, das „Richtige“, das „Ideale“ ist ein „Sachverhalt“, wenngleich von besonderer Art.

Allseitiger Wirklichkeitsinn, größte Weltoffenheit garantieren unseren Bund mit der größten Fülle von Tatsachen, auch den ungewohnten und aus irgendeinem Grunde unwillkommenen. Deren Aufnahme ist geknüpft an Unbefangenheit und Vorurteilslosigkeit, an die Bereitschaft zum Umlernen, zur Preisgabe liebgewordener, „eingefleischter“ alter Meinungen. Jede Art von „Verknöcherung“, Erstarrung, Eigensinn hemmt den Wahrheitsdienst, begünstigt „Einäugigkeit“ (sogenannte Monomanie) und Eintönigkeit (Monotonie), kurz, jede Art von Einseitigkeit^{*)}. Welt und Leben sind viel-seitig, verlangen

^{*)} Vgl. Berweyen, Der Edelmensch und seine Werte. 3. (soeben bei E. Reinhard, München erschienene) Aufl., 314 S.

darum zu ihrer Bemeisterung entsprechende Viel-tönigkeit (Polyphonie) des erkennenden Menschen.

Bei der Erfüllung des Prinzips der Sachlichkeit wollen Hauptsachen von Nebensachen unterschieden sein. Dies leistet der Sinn für das Wesentliche. Pedanterie in all ihren Erscheinungsformen erliegt der Verwechslung des Nebensächlichen mit dem Hauptsächlichen, ist darum ein Feind des Lebens, das sich schon in den einfachen Erscheinungen der Regeneration (Erneuerung) auf Großzügigkeit gestimmt zeigt, gleichsam über Strohhalme nicht stolpert.

Nicht das Maß der Verirrungen und Unvollkommenheiten eines Menschen entscheidet über seinen Wert und den Grad seiner Lebensmeisterschaft, sondern dies: ob er imstande und gewillt ist, von seinen eigenen Fehlern zu lernen und sie in den Dienst des Lebensaufstiegs zu stellen. Größte Heilige hatten mit größten Schwächen zu kämpfen, aber ihr heldischer Kampf ließ sie die „Krone des Lebens“ erreichen.

Sich „auf den Boden der Tatsachen“ stellen, kann Stärke und Schwäche bedeuten. Stärke, wenn es gilt, die Rechte der Erfahrungserkenntnis zu wahren; Schwäche, wenn ideale Forderungen, Ansprüche des „Gewissens“, zur Erfüllung drängen. Denn das Gewissen bedeutet das Wissen um das Sein-sollen.

Das Real-notwendige unterscheidet sich von dem Ideal-notwendigen. Ein gewaltiger Unterschied, ob jemand als Naturwesen um seiner Triebe und sogenannten Bedürfnisse willen „nicht anders kann“ oder als Geistwesen um des Gewissens und seiner Wertforderungen willen.

„Gesetze“ können demnach in doppeltem – scharf zu scheidendem Sinne – verstanden werden: als Unabwendbarkeiten im sogenannten Naturverlauf und als Wendbarkeiten im Sinne einer geistigen Aufgabe und Rettung der Selbständigkeit. Jemandem naturgemäß verläuft alles Geschehen. Die Frage lautet nur: welcher Natur gemäß? Der „niederen“ oder der „höheren“, der edlen oder unedlen, der entarteten oder hochgearteten, der des Verbrechens oder des Heiligen gemäß?

Leib-, Seele- und Geist-gemäß leben, in diesem umfassenden – nicht ohne weiteres von allen Lebensreformern beachteten – Sinne „naturgemäß“ leben, besagt als Formel der Meisterung des Lebens: sich leiten lassen von dem Ideal höchster leiblicher, seelischer und geistiger Spannkraft, Harmonie, Einheit. Auf Einklang ist unsere tiefste Sehnsucht gestimmt, auf Friede und Freude. Wer solche Harmonie in allen Zonen fördert, lebt „richtig“ und „gesund“, darum „froh“ und „erfolgreich“.

Nach Grad und Art der Fröhlichkeit, die ein Mensch in seinem Wesen trägt und auf andere überträgt, um nicht zu sagen „ausstrahlt“, bemisst sich schließlich Grad und Art seiner Bemeisterung des Lebens.

Erfolg in der einen Zone des Lebens kann Mißerfolg in der andern sein, wie leibliche Gesundheit an sich die seelische oder geistige noch nicht notwendig gewährleistet. „Äußerer“ Erfolg, zumal auf kurze Sicht, will nicht mit dem Enderfolg auf langer Linie verwechselt sein, so wenig wie äußere „Ausgelassenheit“ mit echter Herzensfreude und schöpferischer Seligkeit.

In der Menschenbeobachtung findet die Bemeisterung des Lebens eine besondere Gelegenheit zu ihrer Verwahrung. Folgende Rezepte sind der Niederschlag langjähriger und sorgfältiger Beobachtung der Lebensgesetze dieses Gebietes, das heißt:

„richtiger“, „erfolgreicher“, das „Gleichgewicht“ erhaltender oder das gestörte wiederherstellender Menschenbehandlung.

Zunächst: individuelle Behandlung! – Kein Mensch ist wie der andere, wie kein Blatt am Baume dem andern gleicht. Daraus ergibt sich eine unendliche Aufgabe liebevoller Versenkung in jede Eigenart, die vor allem als eine unserem eigenen Wesen fremde Art, als Sonderart, Absonderlichkeit oder „Un-art“, unsere besondere Menschenliebe fordert als Voraussetzung für sachliche Versenkung in das Fremdartige, für gütiges „Verstehen“, das mit vorschnellem, schlaffen Anerkennen nicht verwechselt sein will.

Zur Verschiedenheit der Menschen gehört auch ihre verschiedene Entwicklungsstufe in leiblicher, seelischer wie geistiger Hinsicht, so daß sich zweitens Stufenbehandlung gebietet. Wer „über die Köpfe der Hörer“ hinwegredet, hat Nicht-verstehen oder Mißverstehen zu erwarten. Wer überhaupt mehr von Menschen erhofft, als sie auf ihrer Entwicklungsstufe zu leisten imstande sind, wird der Enttäuschung nicht entgehen.

Mit den Entwicklungsstufen hängen besonders die Wertunterschiede der Menschen zusammen, in individueller und sozialer, leiblicher und seelischer Hinsicht: Gesundheit und Krankheit, Güte und Bosheit, Wohlwollen und Übelwollen. Bemeisterung der aus solchen Verschiedenheiten stammenden Lebenssituation erweist sich drittens geknüpft an die Methode der entgegengesetzten Reaktion: dem Erregten mit Ruhe, dem Zornigen und Heftigen mit Gelassenheit gegenüberzutreten, den Hassenden mit beharrlicher Güte entwaffnen, den Feind und Widerstrebenden durch erleuchtete – in den Formen des Ausdrucks – weise,

nicht wahllose und blinde Liebe überwinden, kurz: jeden „Kranken“ und Normwidrigen gemäß der Eigenart seines „Falles“ behandeln. Aus dem Geiste des Wohlwollens und der dienenden Liebe, die zuletzt – nach der hier verfolgten Lebensanschauung – stärker als Haß und Übelwollen und allein imstande sind, die Wirrsale des Menschenlebens zu bannen und zu meistern.

Aber Bedingung ist dabei wohlwollende Bestimmtheit – eine vierte Leitidee –, nicht übertonte – „unnötige“, darum unsachliche – Schroffheit, aber ebensowenig überspannte Schläffheit, schwächliche Nachgiebigkeit an Eigennuß und sonstige Gächte des anderen. Gutgemeinte Vorbeugen fördern den Aufstieg eines anderen nicht und helfen ihm nicht dauernd und wirksam bei seiner eigenen Bemeisterung des Lebens.

Je mehr das Ja über das Nein obsiegt, das heißt: je aufbauender der Mensch auf allen Gebieten seines Lebens gegenüber sich selbst, den andern und der Welt gerichtet ist, um so „lebendiger“ ist er; denn leben heißt im tiefsten Grunde bejahen – verneinen nur insofern, als es ein höheres stärkeres Ja gebietet. Darum ist zu Ende gedachte und voll ausgewirkte Bemeisterung des Lebens ganz wesentlich allseitige Bejahung des Lebens, genauer: des aufwärts gerichteten, aufbauenden – vom Geiste und seinen höchsten Forderungen aus – lebenswerten Lebens.

Immer positiv! lautet darum der Wahlspruch des echten Lebenskünstlers, Rettung eines höheren und stärkeren Ja gegenüber dem Nein – in allen Formen und in jedem Augenblick. So will es die Idee der Bemeisterung des Lebens.

Leben.

Sturmdurchpeitschte Mächte fragen:

Was heißt leben?

Schneebedeckte Berge ragen:

Höherstreben.

Weinumrankte Hügel lächeln:

Sich genießen.

Südlich warme Winde fächeln:

Schönes wissen.

Schaumgekrönte Wellen eilen:

Sich gewinnen.

Grün umrahmte Seen weilen:

Sich besinnen.

Aus der Nacht erglüht der Morgen,

Und die Sonne steigt herauf.

Nun versinken alle Sorgen,

Und das Leben sucht mich auf.

H. Lobschat.

Bildnis
des
Dr. Johann
Scheuring
1529.
Brüssel, Museum.



Lukas Cranach der Ältere.

Von Erika Günther.

Dem Dreigestirn der deutschen Frührenaissancemaler ist Lukas Cranach eingereiht — Cranach der Ältere —, Zeitgenosse Albrecht Dürers und Hans Holbeins, Freund Martin Luthers, des großen Reformators, fürstlich befreundeter Diener Friedrichs des Weisen, Johannes des Beständigen und Johann Friedrichs des Großmütigen; Maire und Bürgermeister in der Universitätsstadt Wittenberg. Sein Name hat die nachfolgenden Jahrhunderte überdauert, sein Ruhm ist bis ins Ausland gedrungen, seine Werke sind in alle Welt verstreut; als festumrissene Gestalt steht sein Bild vor den Augen seines Volkes, sein Bild, das Wissenschaft und Forschung mit Formeln umgeben hat und das dennoch nicht hinfinken kann in antiquarische Vergangenheit. Denn seit den Tagen der Reformation hat das deutsche Volk das Andenken dieses Menschen und Künstlers mit einer fast abreglaubischen Verehrung bewahrt und behütet, in seinen Werken sah es sich selbst erkannt und begriffen, erschaut und bespiegelt: treu-

herzig-bieder, spießbürgerlich-beschaulich, naturfroh und fromm, pußsüchtig oft und derbsinnlich, aber abhold und fern von welschem Wesen und fremder Sinnesart.

Unermüdlicher Arbeitsfleiß und hohe Begabung zeichneten Lukas Cranach aus, eine meisterhaft beherrschte Technik und seltene Farbenfrische. Aber — und dies ist die Tragik in seinem so schaffensreichen und glänzenden Leben — als Hofmaler der sächsischen Fürsten und als Bürgermeister der Stadt Wittenberg in einem Kreise von Humanisten, Theologen, Studenten und Handwerkern, Organisator und Berater inmitten seiner Auftraggeber — als der einzige Meister in der exponierten Lage seines Ortes, ohne Kontrolle, ohne Konkurrenz, der Schwäche und Gefahr seines eigenen Künstlertums halbflos preisgegeben — sank seine hohe Begabung zur Manier herab.

Lukas Cranach wurde im Jahre 1472 in der Stadt Kronach in der Diözese Bamberg geboren. Bei seinem Vater Hans, der ebenfalls Maler war, ging er zuerst in die Lehre. Über



Frauenbildnis.
Nürnberg, Privatbesitz.

seinen Familiennamen Sunder oder Müller ist viel gestritten worden, die Urkunden lauten auf den Namen Lukas „Maler“, wie sein Vater Hans Maler genannt, ein Beispiel dafür, daß die Berufsbezeichnung oft zum Familiennamen wurde. Seine Lehr- und Wanderjahre sind für uns in Dunkel gehüllt, aber sein Weg muß ihn in die Donaugegend geführt haben, in die Nähe Dürers und Altdorfers, denn die unmittelbare Empfindung für Landschaft und Licht in seinen Frühwerken, der „Kreuzigung Christi“ in München, die 1503 entstand, und der „Heiligen Familie mit Engeln“ aus dem Jahre 1504, verbinden ihn eng mit dem „Donaufstil“. Im Jahre 1503 finden wir den zweiunddreißigjährigen Meister in Wien, von wo er als Hofmaler von Friedrich dem Weisen nach Wittenberg berufen wurde.

Lukas Cranach, der auf der Wanderschaft sich von der konventionellen Enge seiner Heimat löste, der die Abenteuer und Wunder der Reise erlebte, hatte in den Holzschnitten Dürers, der Apokalypse und den frühen Blättern der Großen Passion, das große Neue in pathetischem Ausdruck und mächtigem Körpergefühl erkannt; sein eigenes, lebhaftes Künstlertum war zu freier Schöpferlust erwacht.

Die Wiener Schaffensperiode des Meisters zeigt uns seinen ungemein stark aus ihm ausbrechenden künstlerischen Schaffenswillen. Cranach hat vor allem die urwüchsige Empfindung für das Landschaftliche; er schafft ohne System, aber mit einem Blick erfasst und bildet er den Menschen und die waldbergige Heimat: das dürre, bizarre Geäst ruinenhafter Baumstämme, Stein-, Fels- und Wurzelwerk, Farnkräuter und Gräser, das Struppig-Stachelige alter Kieferngehölze, das samthaltig Wellige ferner Laubwälder, und dies alles in einer warmen Harmonie unendlich klingender Farben: erdbeerrot, braun und grün. Namentlich dies Erleben einer urkräftigen Verbundenheit von Landschaft und Kreatur zeichnet diesen so urdeutschen Künstler aus, und diese Seite seiner Kunst geht durch sein ganzes spätere Werk, gleichsam als ein Grundton, der aus deutschen Waldesströmen aufsprudelt und in aller Zukunft nicht mehr verstummt.

Nie wieder ist — vom damaligen Zeitpunkt aus gesehen —

die erhabene Größe und erschütternde Komposition seiner Münchener Passionstafel und nie wieder eine innigere Landschaftspoesie als die der Berliner „Ruhe auf der Flucht“ erreicht worden.

In der Münchener „Kreuzigung“ ist durch die Stellung der drei Kreuze deutlich die Absicht der Raum- und Tiefenwirkung zu erkennen. Cranach gestaltete nicht im Sinn des klassisch-spirituellen Nebeneinanders; das Thema des Schmerzes ist mit packender Leidenschaft zum Ausdruck gebracht, tiefer und eindringlicher, als ein Burgknecht es vermochte, bei dem das Thema des Schmerzes auch so wesentlich ist. Cranach erreicht durch den Gegensatz, das Ausspielen der Tiefenmathematik gegen die Heiterkeit und Stille der Landschaft, den tiefsten Stimmungsgehalt.

Inmitten des deutschen Laubwaldes hat uns Cranach die heilige Familie in der „Ruhe auf der Flucht“ dargestellt. Das ganze Bild ist in eine sonnige Heiterkeit getaucht, eine von Licht und Leuchten erfüllte Sommerlandschaft, ein Meisterwerk der Feinmalerei — vor allem die Birken im Hintergrund mit dem weißschimmernden, schlanken Stamm, durch deren fedrig ausgebreitete Zweige das lichte Blau des Himmels strahlt. Wundervoll ist die Frische der Farben, die in mendlichem Leuchten leben.

Hätte ein früher Tod dem Schaffen Cranachs auf dieser jetzt erreichten Höhe und Einmaligkeit seiner Kunst ein Ziel gesetzt, so würde er im Andenken der Nachwelt leben als zu ungeheuren Hoffnungen und Taten bestimmt — Cranach starb als achtzigjähriger Greis im Jahre 1553 —; und als er 1505, dem Rufe Friedrichs des Weisen folgend, Wien verläßt und nach Wittenberg geht, da setzt eine Wandlung ein von seinem bisherigen Stil: „der wache Cranach hält nicht mehr, was der träumende versprochen hat“; Cranach geht den Weg vom Persönlichen zum Typischen, jene Sphäre, die jenseits der bildenden Kunst liegt. Phlegmatisch-saubere Auffassung und Arbeit verdrängt die einst leidenschaftlich sich offenbarende Stimme der Natur.

Cranach geht den gleichen Schicksalsweg, den Altdorfer, Dürer, Breu und Baldung auch gegangen sind; aber bei



Annenaltar.
Städelsches Institut,
Frankfurt 1509.

keinem der Genannten machen Temperament und Verhältnis zum Sichtbar-Geschauten eine solche Wandlung durch wie eben in der Entwicklung Cranachs, deren Ursachen einmal in höfischem Zwang, also in Kräften, die vor außen her den Maler stark beeinflussten, zum andern aber auch in einem „Sich-selbst-genug-sein“ des Meisters zu suchen sind.

Unter Friedrich dem Weisen, der seine Schlösser mit Malwerk schmückte und seinen Kirchen Altäre stiftete, entstand in den ersten Wittenberger Jahren der Altar der Dresdener Galerie mit dem „Martyrium der hl. Katharina und Heiligen auf den Flügeln“ aus dem Jahre 1506, ein Werk, reich an inneren Widersprüchen, aber auch reich an neuen Werten. Das Hauptthema, das Martyrium der Heiligen, ist nur matt zum Ausdruck gebracht, ohne jede Gesamtauffassung von Räumlichem und Körperlichem, dafür richtet der Meister seine ganze Aufmerksamkeit auf die Darstellung der Einzelheit, auf die anmutigen Mädchengesichter und den dekorativen Reichtum in der Behandlung von Schmuck, Brokat, Haar und Laubwerk. Deutlich schlägt Cranach mit diesem Werk die Wendung zum Dekorativen ein. Seit 1505 ist er bewußt darum bemüht, „Schönheit“ zu schaffen. So entstehen jene „Cranachtypen“, die Frauen mit den langen Weinen und stumpfen Blicken, den Stumpfnäsen und etwas

plattgedrückten Profilen, und jene lichtblonden Madonnen, die sich alle gleichen mit der rosig-frischen Körperfarbe und dem lieblichen Lächeln, Gesichter ohne Tiefe des Ausdrucks: naiv-harmlos, fröhlich-unbeschwert. Das Jahr 1515 ist die Zeit der kleinen Andachtstafeln, Madonnen in Halbfigur, in denen Cranach sich festlegt auf Schema und Typus — die derbe Magd wird zur Hoffräulein stilisiert („Madonna mit dem Kinde“, Breslau). Der dem Meister angeborene Sinn für das Malerische zeigt sich in den kleingliedigen Landschaftsausblenden und feinästigen Bäumen und Büschen des Hintergrundes, in dem krausen Gelock des Haars und feingefalteten Gewändern.

Dem Thema des nackten Körpers hat sich Cranach schon 1509 zugewandt in seiner „Venus mit dem Amor“ in der Eremitage, dem klassisch-italienischen Schönheitsideal, angenähert in glatten Formen und zartschmelzenden Zönen. Es folgen seit 1520 eine ganze Reihe solcher Altardarstellungen, Motive aus Bibel, Sage und Geschichte, wie z. B. „Adam und Eva“, „Das Parisurteil“, „Apollo und Diana“, „Venus am Brunnen“, „Lucretia“ u. a. m. Cranach löst hier antike Aufgaben, aber ohne antike Form; ihn treibt der im Sinnlichen unbefangene Renaissancegeist, und mit einer ihm eigensinnigen und eigenwilligen Art bildet er den nackten



Venus mit Schleier.

Städelsches Institut,
Frankfurt 1532.

Körper, jene unschuldigen, schmalshultrigen Schönheiten, mit den hohen kleinen Brüsten und tänzerhaft gestellten Beinen, mit den schiefen Federhüten und dem reizvollen Kettenhalschmuck. Ein bürgerlich-tumber Ton durchzieht die Kunst Cranachs, eine nicht weit vom Schrulligen entfernte Originalität, ein formelhaftes Erstarren, und der Begriff „Manier“ ist nicht mehr zu umgehen. Cranach mündet ein in das allgemeine Streben der Zeit, in die spielerische Willkür der italienisierend-klassizistischen Richtung. Die Pinselführung des älter werdenden Meisters hängt nicht zuletzt mit seiner Arbeitsweise zusammen. Sein Werkstattbetrieb hatte bedeutenden Umfang angenommen; so mußte Cranach gleichförmige Entwürfe liefern, um einigermaßen gleichwertige Ergebnisse von Schüler- und Werkstattarbeit zu erreichen. Die Holzschnitte und Bilder der ersten Wittenberger Jahre sind mit den Buchstaben L. C. versehen, seit seiner Ernennung zum kurfürstlichen Hofmaler (1508) zeichnete er mit dem wohlbekannt gewordenen Zeichen: der geflügelten Schlange mit dem Ring im Maul.

Ganz Vorzügliches hat Cranach auf dem Gebiet der Bildnismalerei geleistet, aber auch hier wich die frühere stark das Persönliche unterstreichende Formgebung allmählich einem glatteren Typus. Die Bilder der Fürsten und Vorkämpfer,

das Friedrichs des Weisen und Heinrichs des Frommen, das Luthers und Melanchthons leben in der Phantasie des Volkes, wie Cranach sie prägte in einer fast mythischen Vereinfachung. Ihr Wesen scheint in wenige Linien geschlossen und geformt, in einer charaktervollen Männlichkeit, während viele seiner Frauenbildnisse einem allgemeinen Typus anheimfallen („Prinzessin Sibille von Cleve als Braut“, Weimar).

Als letztes Hauptwerk Cranachs gilt die große „Allegorie der Erlösung“ in der Stadtkirche zu Weimar, ein Denkmal zugleich, das die sächsischen Fürsten dem Maler und Freunde ihres Hauses errichtet haben.

Die eigentliche Größe und der Zauber der Cranachschen Kunst liegen im Malerischen, in dem Zusammenstimmen und Zusammenklingen der Farben, die oft ins Kühle gebrochen oder in ein leuchtendes Glühen gesteigert sind, die oft in der feinen Verschmelzung der Übergänge verwehen oder in emailartigem Glanz aufblühen, sei es in den schon genannten moosgrünen Laubtönen, den durchsichtig tauduftigen Fernen, dem weißbläulichen Himmel oder dem perlmutterhaft schimmernden Farbton eines weißen Frauenkörpers, so daß wir Cranach wohl den feinsten unter den alddeutschen Malern nennen dürfen, wenn man das Wort im Sinne des Farbtonkünstlers verstehen will.



Männerkopf.

Handzeichnung von Lukas Cranach d. Ä.



Karl Stülcken.

Schwimmende Kreuzotter.

Aus „Das deutsche Lichtbild“ 1933.

Von Johann Heinrich Schulze bis zu Daguerres Kamera.

Von Professor Dr. Erich Stenger, Berlin.

Alljährlich erscheint, von allen Photosreunden mit Spannung erwartet, „Das deutsche Lichtbild“, ein stattlicher Band mit rund 160 ganzseitigen Lichtbildern, die, aus mehr als 70 000 (siebzigtausend!) Einsendungen als Spitzenleistungen ausgewählt, wirklich das Beste darstellen, was deutsche Lichtbildner geschaffen haben. Dank dem Entgegenkommen des Verlages Bruno und Robert Schulz, Berlin, ist es uns auch in diesem Jahre ebenso wie im Jahre 1931 möglich, unsere Leser mit einigen dieser Spitzenleistungen bekannt zu machen. Der Aufsatz von Dr. Erich Stenger, außerordentlichem Professor an der Technischen Hochschule Berlin und Bibliotheksrat an der Staatsbibliothek Berlin, der einen geschichtlichen Querschnitt durch das Werden der „Schwarzen Kunst“ gibt, scheint uns besonders geeignet, das bisher Erreichte aus dem Blickwinkel historischer Entwicklung bewerten und würdigen zu können.

Ja, es stimmt: die Photographie ist noch gar nicht alt; noch sind keine hundert Jahre verflossen, seitdem das erste Lichtbild auf einem Wege entstand, den wir heute noch zu gehen gewohnt sind. Damals ein schüchternes Beginnen, und trotzdem ein unfassbares Erlebnis für alle diejenigen, welche als erste ein Lichtbild sehen durften; heute durchdringt die Photographie das ganze Kulturleben und ist mit ihm unlösbar verbunden; das Lichtbild ist nicht nur Anschauungs- und Beweismaterial, sondern auch Forschungsmittel von unersetzbarer Wichtigkeit geworden. Und wenn wir heute ohne Nachdenklichkeit dieses Geschenk großer Geister aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts als selbstverständlichen Besitz benutzen, dann teilt in dieser Richtung die Photographie das Schicksal aller technischen Errungenschaften, deren Nutznießer wir sind, ohne uns allzusehr um die Entstehungsgeschichte und den geistigen Inhalt solcher Erfindungen zu kümmern. Und doch: „Man versteht nur das, von dessen Entstehung man einen Begriff hat“ (Goethe). Die allgemeinen Kenntnisse von der Erfindung der Photographie erstrecken sich nur auf die Namen Niépce, Daguerre und Talbot; was an vorbereitenden Arbeiten geleistet worden ist, um diesen Männern, den eigentlichen Erfindern der Lichtbilderei, den Boden zu ebnet, das ist wenig

bekannt. Deshalb soll diese früheste Frühgeschichte behandelt werden, deren Kernpunkt rund ein Jahrhundert früher liegt als die Laten, mit welchen wir den Begriff „Erfindung der Photographie“ gewöhnlich zusammenfassen.

Bereits im Altertum war die bleichende und Farbenzerstörende, aber auch die farbenbildende Wirkung des Sonnenlichtes, des Urquells alles Lebens, bekannt. Erst viel später, als man begann, überlegend zu experimentieren, versuchte man, aus den Wirkungen des Lebenspenders technischen Nutzen zu ziehen; die Alchimisten des späteren Mittelalters räumten bereits der Sonne einen beachtlichen Einfluß ein in ihren Versuchen, Silber und Gold aus unedler Metallen zu erzeugen, und sie schufen, mehr die Wärme als die Lichtwirkung auf die einzelnen Metallsalze hervorhebend, die Grundlage zu weiteren Forschungen, welche nach vielen Jahrzehnten zur Erdeckung der Lichtempfindlichkeit der Silbersalze führten. In der Jetztzeit, in welcher jeder Laie gewisse einfache Grundkenntnisse der Chemie besitzt und im täglichen Leben anzuwenden weiß, ist es schwer, sich in eine Zeit des Nichtwissens, der tastenden Versuche und ihrer meist unrichtigen Deutung zurückzuversetzen.

Daß Silbersalze organische Substanz, z. B. die menschliche Haut, zu schwarzem vermögen, erwähnte bereits Albertus

Magnus um die Mitte des 13. Jahrhunderts. Um 1600 oder schon früher war die Herstellung des Chlorsilbers auf nassem Wege bekannt. Daß das salpetersaure Silber sich im Lichte schwarz färbt, und daß ein mit Silbernitrat getränktes Papier im Lichte dunkel werde, berichtete der in Deutschland und in der Schweiz tätig gewesene Arzt Angelo Sala im Jahre 1614. Der englische Naturforscher Robert Boyle untersuchte die Schwärzung des Chlorsilbers an der Luft bereits im Jahre 1667. Als Lichtspender kam bei den Versuchen jener weit zurückliegenden Zeit nur das Sonnenlicht zur Anwendung; denn man kannte keine künstlichen Lichtquellen genügender Leuchtkraft. Die meisten Ergebnisse führte man in erster Linie auf Wärmewirkung zurück, die man nicht von dem Lichteinfluß der Sonnenstrahlen zu trennen wußte. Erst das Studium und die Vereinfachung der „Leuchtsteine“, jener phosphoreszierenden Gebilde, die man zufällig gefunden hatte, die phantastische Auslegung ihres Seins und ihrer Eigenschaften, führten die Naturforscher des 17. Jahrhunderts zu einer gründlicheren Beachtung der Lichtwirkungen, ohne daß es sogleich gelang, naheliegende Folgerungen zu ziehen. Doch die Folgezeit brachte die ersten grundlegenden photographischen Versuche. Nachdem der Arzt und Chemiker Friedrich Hoffmann im Jahre 1722 die Schwärzung von Silbersalzen teils dem Einfluß der Luft, teils demjenigen der Sonnenstrahlen zugeschrieben hatte, gelang endlich die eigentliche und bewußte Unterscheidung der Licht- und Wärmestrahlenwirkung einem Polyhistor des beginnenden 18. Jahrhunderts, dem deutschen Arzt und Naturforscher Johann Heinrich Schulze.

Tatsächlich ist das Wirken Schulzes ein Markstein der Photographie, der Beginn photographischen Arbeitens, denn ihm, dem deutschen Forscher, muß die Erzeugung des ersten Lichtbildes zugestanden werden.

Johann Heinrich Schulze, geboren am 12. Mai 1687, war der Sohn eines Schneidermeisters und Bienenzüchters in Colbitz bei Magdeburg. Bereits in den ersten Schuljahren fiel Schulze durch seine Begabung und Strebsamkeit auf, wurde bald im Schulunterricht bevorzugt und befand sich seit dem Jahre 1697 im Waisenhaus zu Halle an der Saale unter der Obhut des vorzüglichen Lehrers und Pastors Franke. Im Jahre 1704 begann Schulzes Universitätsstudium in Halle; er hörte Kollegien über Medizin, Chemie, Arzneikunde und trieb theologische und philologische Studien. Er eignete sich Kenntnisse in mehreren kleinasiatischen und nordafrikanischen Sprachen an, mit deren Hilfe ihm im Jahre 1728 die Entzifferung der Schriftzeichen auf dem im Jahre 1133 hergestellten Krönungsmantel der deutschen Kaiser gelang. Dank seinem umfassenden Wissen wurde Schulze bereits im Jahre 1708 Lehrer für Anatomie, Botanik, Geographie und Philologie am königlichen Pädagogium in Halle.

Seit 1712 wirkte der bereits genannte Hoffmann, ein berühmter Arzt und Leibmedikus des preussischen Königs Friedrich Wilhelm I., an der Hallenser Universität. Seinem Einfluß war es zu verdanken, daß sich Schulze seit 1715 hauptsächlich der Heilkunde widmete; nebenbei folgte Schulze den chemischen Anregungen Hoffmanns. Schulze promovierte im Jahre 1717 zum Doktor, begann seine Lehrtätigkeit an der Universität in Halle und folgte im Jahre 1720 einem Ruf an die Universität Altdorf auf eine frei gewordene Dozentur für Anatomie und Wundarznei. Seine anatomischen Übungen, das damals seltene Sezieren männlicher und weiblicher Leichname, erregten in weitem Umkreise Aufsehen. Nebenbei liefen in Altdorf chemische Experimente, welche durch ihre Beziehungen zur Photographie für uns von größter Wichtigkeit sind. Schulzes umfassende Sprachkenntnisse verschafften ihm 1729 die Lehrkanzel für die griechische und bald darauf auch für die arabische Sprache. Im Jahre 1732 kehrte er an die Universität Halle zurück, um Medizin und Philosophie zu lehren. Seine Vorlesungen erstreckten sich jedoch auch auf alle Litera-

tur, Altertumskunde und Münzwissenschaft, die er forschend und literarisch mit besonderer Vorliebe trieb. So sehen wir ihn in der Zeit seines besten Schaffens, mit Münzen und arabischen Schriftzeichen beschäftigt, abgebildet auf dem schönen Schabkunsblatt von Haid, welches 1735 entstand und zehn Jahre später, kurz nach Schulzes Tod, herausgegeben worden ist. Schulze, der ein so umfassendes Wissen wie kaum ein anderer seiner Zeit hatte, erfreute sich zahlreicher wissenschaftlicher Ehrungen wie auch der besonderen Gunst des Preußenkönigs, hatte viele, unter diesen auch berühmt gewordene Schüler, lehrte unermüdlich und schrieb, bis ihn Überarbeitung zwang, sich vom Lehramt zurückzuziehen; bereits unheilbar erkrankt, starb er in Lauchstädt am 10. Oktober 1744 im Alter von nur 57 Jahren, aufrichtig betrauert von seinen Kollegen und Schülern.

Wir können es verstehen, auch ehe wir uns mit den lichtbildnerischen Versuchen Schulzes befaßt haben, daß Jacob Brucker, ein Zeitgenosse, seinen Tod „den unschätzbaren Verlust eines Mannes nennt, der das Lob davongetragen, daß er nicht nur ein hochgelehrter Medicus, sondern auch ein großer Philologus sey, der, was die arabische und griechische Literatur anlangt, in Deutschland und vielleicht in Europa seinesgleichen wenige habe“.

Schulze und die Photographie.

Wir wollen uns zurückversetzen in jene einfachen Zeiten, als Schulze in Altdorf erfolgreicher Universitätslehrer war, neben seiner eigentlichen medizinischen Tätigkeit auch noch Zeit zu chemischen Experimenten fand und in diesen ebenfalls den Untersuchungen seines Lehrers Hoffmann nachempfand. Schulze beschäftigte sich mit dem Problem jener Zeit, Leuchtsteine herzustellen; und als er mit einer silbernitratthaltigen Salpetersäure Kreide befeuchtete, da bemerkte er, daß sich der Niederschlag in der Sonne dunkel färbte. „Ich unternahm diese Arbeit bei offenem Fenster, welches die hellsten Sonnenstrahlen hereinließ. Ich bewunderte die Veränderung der Farbe an der Oberfläche in dunkelrot mit Neigung zu veilchenblau. Mehr aber noch wunderte ich mich, als ich sah, daß der Teil der Schale, welchen die Sonnenstrahlen nicht trafen, jene Farben nicht im mindesten zeigte. Ich legte diese neue Sache den mich besuchenden Freunden vor; einige von ihnen meinten, die Farbenverdunkelung der Wirkung der Wärme zuschreiben zu sollen. Um nun zu erkennen, ob diese Wirkung von der Wärme stamme, schritten wir zu verschiedenen Versuchen. Zunächst brachten wir das Glas so nahe an leuchtendes Herdfeuer, daß es mehr als genügend warm wurde. Es war aber so gestellt, daß jener Teil, den die Sonnenstrahlen früher nicht erreichen konnten und der daher nichts von jener Farbe hatte, dem Feuer zugewendet war. Die Farbe änderte sich nicht, obwohl das Glas vom Feuer so warm geworden war, daß man es kaum in der Hand halten konnte. Daraus ergibt sich zur Genüge, daß die Wärme hier keine Rolle spielt. Um nun deutlich zu erkennen und anderen zu beweisen, daß nicht Wärme, sondern das Licht der Sonne diese dunkle Farbe herbeiführt, schüttelte ich den im Glase enthaltenen Niederschlag von Kreide und die darüber schwimmende Flüssigkeit durcheinander, so daß die Vermengung jeden Farbenunterschied verschwinden ließ. Nun setzte ich den Niederschlag der Sonne aus und zog von der Mündung (des Glases) einen dünnen Faden senkrecht zum Boden, so daß der von der Sonne beschienene Teil fast mitten geteilt war. Durch mehrere Stunden blieb das Glas den heißesten Sonnenstrahlen ausgesetzt ohne Störung oder Berührung von irgendeiner Seite. Als wir zur Befichtigung zurückkehrten, fanden wir die Flüssigkeit deutlich von Farbe durchdrungen. Als wir nun den Faden langsam wegnahmen, bemerkten wir mit freudigem Erstaunen, daß der vom Faden bedeckte Teil jene Farbe trug wie die Rückseite des Glases, welche kein Sonnenstrahl getroffen hatte; denselben Erfolg erprobten wir mit einem Roßhaar, mit einem Menschenhaar



Friedrich Seidenicker.

Auftauchende Walrosse.

Aus „Das beste Lichtbild 1933“.

und mit einem ganz dünnen Silberfaden; es war daher kein Zweifel, daß diese Farbenänderung einzig vom Sonnenlichte abhängt, und daß sie keineswegs von der Wärme, sei sie auch Sonnenwärme, erzeugt wird. Weiter habe ich auch Versuche im entgegengesetzten Sinne eingeleitet, indem ich nämlich, so oft ich die Absicht hatte, etwas Neues zu versuchen, durch Vermischung und Vermengung der Flüssigkeit diese wieder zu einer einfarbigen gestaltete und das Glas zum größten Teil mit dunklen Körpern bedeckte, hingegen einen kleinen Teil dem freien Zutritt des Lichtes preisgab. So schrieb ich nicht selten Namen oder ganze Sätze auf Papier und schnitt die so mit Tinte bezeichneten Teile mit einem scharfen Messer sorgfältig aus; das in dieser Weise durchlöchernte Papier klebte ich mit Wachs auf das Glas. Es dauerte nicht lange, bis die Sonnenstrahlen dort, wo sie durch die Öffnungen des Papiers das Glas trafen, jene Worte oder Sätze auf den Niederschlag von Kreide so genau und deutlich schrieben, daß ich vielen Neugierigen, die aber den Versuch nicht kannten, Anlaß gab, die Sache, ich weiß nicht, auf welchen Kunstgriff zurückzuführen.

Wie können wir Schulzes Versuche deuten? — Er war der erste, welcher klar und eindeutig in vollem eigenen Verständnis ein kopiertes Lichtbild erzeugt hatte, und zwar sowohl ein negatives — die Abbildung des Fadens usw. — als auch ein positives: die Abbildung der Papierschablonen. Zwar konnte er seine Bilder nicht haltbar machen, aber wenn er das im Licht ausgeschiedene Silber im weißen Kreideschlamm verschwinden ließ, dann konnte er zum Erstaunen aller das bewundernde Experiment, das uns so unsagbar einfach vorkommt, fast beliebig oft wiederholen. Schulze wies auch nach, daß reflektiertes Licht oder die Strahlen eines Brennglases die gleiche Wirkung erzeugen wie direktes Sonnenlicht. Und als er über die Nutzenanwendung seines Befundes nachdachte, da kam er auf den Gedanken, in silberhaltigen Mineralien auf diese Weise das Silber nachzuweisen, und er fügte hinzu: „Auch verzweifle ich nicht daran, daß dieser Versuch den Naturforschern noch andere Nutzenanwendungen wird zeigen können.“

So hatte Schulze einen Leuchtstein oder Lichtträger, einen „Phosphorus“ herzustellen versucht, der die Sonnenstrahlen aufsaugt und im Dunkeln wieder abgibt, und einen „Erotophorus“ oder „Dunkelheitsträger“ erhalten, der im Sonnenlichte sich selbst verdunkelte; und so ist auch die diese Versuche behandelnde Schrift überschrieben: „Dunkelheitsträger anstatt Lichtträger entdeckt; oder merkwürdiger Versuch über die Wirkung von Sonnenstrahlen.“ (Erschienen in den Physikalisch-medizinischen Abhandlungen der Kaiserlichen Leopoldinisch-Carolinischen Deutschen Akademie der Naturforscher, Nürnberg 1727.) Schulze schrieb damals: „Oft lernen wir durch Zufall, was wir durch Nachdenken und zielbewußte Arbeit kaum gefunden hätten. So ging es auch mir, da ich anderes suchte und betrieb, daß ich fand, was ich nicht erhoffte.“ Wenn er auch die Tragweite seiner Entdeckung nicht zu übersehen vermochte und nicht ahnte, daß er das erste „Lichtbild“ erzeugt, die Grundlage zur Photographie geschaffen hatte, so sah er doch prophetisch „andere Nutzenanwendungen“ voraus. Und so schließen wir uns Eders Anschauung an, dessen Arbeiten wir in so vielem in dieser Mitteilung gefolgt sind, daß Schulze als Entdecker der Lichtempfindlichkeit der Silberfalte sie zu den ersten photographischen Prozessen herangezogen und die ersten, allerdings vergänglichen Lichtbilder durch Kopieren erzeugt hat.

Von Schulze bis zur ersten Kameraaufnahme.

Von Schulzes primitiven Kopierversuchen (1727) bis zu Daguerres und Talbots Kameraaufnahmen (1839) war noch ein weiter Weg, dessen Zurücklegung mehr als hundert Jahre beanspruchte. In dieser Zeit gaben andere ihrer Phantasie freien Lauf — man erkennt daran, daß die Zeit reif wurde für die Erfindung der Photographie — und schilderten,

ohne selbst experimentiert oder gar etwas Brauchbares gefunden zu haben, vorausahnend die kommenden Ereignisse. So ist oft auf eine eigenartige Abhandlung hingewiesen worden, die im Jahre 1761 von Liphaine de la Roche verfaßt worden ist, in der es heißt: „Die Lichtstrahlen, von den verschiedenen Körpern zurückgeworfen, geben ein Bild und bilden die Körper ab auf allen glänzenden Flächen, z. B. auf der Netzhaut des Auges, im Wasser und in den Spiegeln. Die Elementargeister haben diese flüchtigen Bilder zu fixieren versucht; sie haben einen sehr feinen Stoff zusammengesetzt, der sehr klebrig und sehr geeignet ist, trocken zu werden und sich zu erhärten; mit Hilfe desselben wird in einigen Augenblicken ein Gemälde gemacht. Die Genauigkeit der Zeichnung, die Mannigfaltigkeit des Ausdrucks, die Abwechslung in den Schattierungen, die Regeln der Perspektive, dies alles überlassen wir der Natur, welche mit jenem sich immer gleich bleibenden, sicheren Gang Bilder malt, welche die Augen täuschen und die Vernunft zweifeln machen, ob die sogenannten wirklichen Dinge nicht eine Art von Trugbildern sind.“ Und wenige Jahre vor der eigentlichen Erfindung der Photographie, nämlich 1834, schrieb der deutsche Pfarrer Philipp Hoffmeister aus Schmalkalden: „Man erlaube mir einige Andeutungen, wie durch die Sonne selbst Gemälde und Kupferstiche hervorzubringen seien“; er will Farben durch die Sonne ausbleichen, oder einen klebrigen Firnis verwenden, der an den lichtgetroffenen Stellen trocknet, an den feuchten jedoch mit Farbstaub eingepulvert werden könne, „und so mit leichter Mühe vielfarbige Gemälde hervorbringe. Endlich ließe sich bei einer Kupferplatte oder beim Steindruck die Sonne als Kupferstecher gebrauchen, da sie jede Feuchtigkeit schnell anzieht und ein Abwasser entweder befördert oder dessen Kraft aufhebt“. Das alles waren Phantastika ohne realen Boden.

Was aber ist in dieser langen Zwischenzeit wirklich geleistet worden? — Man hatte die Lichtempfindlichkeit einer ganzen Reihe von Silbersalzen, auch organischen, festgestellt, man hatte ermittelt, daß diese Empfindlichkeit im wesentlichen nur für ultraviolett, violettes und blaues Licht vorhanden ist und so die Vorarbeit zum Gebrauch der roten Dunkelkammerbeleuchtung geleistet. Und man hatte sich der Lichtempfindlichkeit des Chlorsilbers bedient, um eine unsichtbare Tinte zu erzeugen, deren Schriftzüge erst im Lichte farbig wurden; Zauberer und Marktschreier machten mit dieser Nutzenanwendung ihre Geschäfte.

Da trat ein neuer Mann auf, der die Versuche des Schulze photographisch weiterführte und vervollkommnete; es war der Engländer Thomas Wedgwood, der sich der Mithilfe des jungen, später berühmt gewordenen Chemikers Humphry Davy erfreute; im Jahre 1802 veröffentlichten die Genannten einen „Bericht über eine Methode zur Nachbildung von Darstellungen auf Glas und zur Herstellung von Silhouetten durch die Einwirkung von Licht auf Silbernitrat“. Jetzt handelte es sich bereits um die Herstellung von Papierbildern nach „teilweise undurchsichtigen und teilweise transparenten Gegenständen“. Und der Endzweck aller dieser Versuche war, photographische Bilder in der Kamera zu erhalten. Jetzt endlich kristallisierte die der Lösung harrende Aufgabe klarer hervor, das optische Bild der Camera obscura auf chemischem Wege zu binden. Auch Chlorsilberschichten wurden verwendet, die durch Baden des Schichtträgers in Silbernitrat und Weiterbehandeln in verdünnter Salzsäure erzeugt waren. Aber diese Papierbilder waren nicht oder nur schlecht fixierbar: „Solche Kopien müssen in der Dunkelheit aufbewahrt werden. Man kann sie mit Sorgfalt im Schatten betrachten, aber dies darf nicht länger als einige Minuten dauern. Beim Licht einer Kerze oder dem von gewöhnlichen Öllampen verändern sich diese Kopien nicht.“ Wedgwood machte also keinen Gebrauch von der ihm vielleicht unbekannt gebliebenen Angabe des Chemikers Scheele aus dem Jahre 1777, daß durch



Gerhard Kästig

Aus „Das deutsche Lichtbild 1933“.

Spiegelnde Fensterscheiben.

Ammoniak das Chlor Silber von dem im Lichte entstandenen Silber getrennt werden kann. Und das Natriumthiosulfat, das „Fizieratron“ des Photographen, wurde erst 1819 von John Herschel beschrieben. Wedgwood starb bereits 1805 im Alter von nur 34 Jahren. Auch ein Franzose Charles stellte Schattenbilder auf Chlor Silberpapier her, wahrscheinlich einige Jahre nach Wedgwood und unter Ausnutzung der Angaben des Engländers.

So weit waren die in unmittelbarer Beziehung zur Photographie stehenden Vorarbeiten gediehen, als auf ihnen aufbauend die Erzeugung von Lichtbildern in der Camera obscura tatsächlich und erfolgreich in Angriff genommen werden konnte durch Niépce, Daguerre und Talbot.

Ohne Kenntnis voneinander zu haben, beschäftigten sich im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts zwei Franzosen mit dem Problem der Photographie: Nicéphore Niépce (1765 bis 1833), ursprünglich Lehrer, dann Offizier, später Erfinder auf verschiedenen Gebieten, und Louis Jacques Mandé Daguerre (1787 bis 1851), ursprünglich Landschafts- und Theatermaler und Erfinder des Dioramas. Niépce war durch Genesfelders lithographische Arbeiten angeregt worden und schuf bereits im Jahre 1816 äßbare Druckplatten, „Heliographien“, mit Hilfe lichtempfindlicher Asphalt Schichten auf Metall. Seit 1829 tauschte er mit Daguerre, der damals noch mit geringem Erfolge Lichtbilder herzustellen versuchte, die Erfahrungen aus, starb jedoch bereits 1833, und Daguerre trat das wissenschaftliche Erbe des Niépce an. Wir wollen an dieser Stelle nicht auf den mühevollen Weg und die Einzelheiten der Erfindung eingehen, wie sie am 19. August 1839 durch Daguerre bekanntgegeben wurde, noch darauf, welcher Anteil an der Erfindung jedem der beiden Franzosen zukommt. Das Verfahren, die „Daguerreotypie“, bestand darin, daß eine versilberte Kupferplatte Joddämpfen ausgesetzt wurde, sich oberflächlich in lichtempfindliches Jod Silber verwandelte, in der Kamera belichtet, dann in Quecksilberdämpfen zu einem in bestimmter Blickrichtung positiv erscheinenden, stark spiegelnden Bilde entwickelt und in Fizieratronlösung haltbar gemacht wurde. Daguerres undurchsichtige Metallplatten waren selbstverständlich nicht kopierbar; jede Aufnahme wurde zum Bilde selbst.

Raum war zu Beginn des Jahres 1839 die erste Kunde der Daguerreschen Erfindung in die Welt hinausgeilte, da meldete sich der englische Privatgelehrte William Henry Fox Talbot mit vermeintlichen Erstlingsansprüchen; er hatte bereits mehrere Jahre lang mit lichtempfindlichen Papierschichten in der Kamera gearbeitet, konnte jedoch erst in der folgenden Zeit sein Verfahren, Papiernegative herzustellen und von ihnen beliebig viele positive Kopien zu gewinnen, vervollkommen. Seine Bilder waren im Vergleich zu Daguerres geschnitten scharfen Silber Spiegelbildern unscheinbar, begegneten deshalb zuerst allgemeiner Ablehnung und wurden trotzdem zur eigentlichen Grundlage der gesamten neuzeitlichen Photographie, die Daguerreotypie innerhalb der folgenden zwei Jahrzehnte verdrängend. Die Geschichte der Daguerreotypie und der Talbotypie ist bekannt, wie auch die Verbesserung des Aufnahmeverfahrens und die Umwandlungen, welche die Lichtbildnerei in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, hauptsächlich durch die Erfindung der „Trockenplatte“ und der farbenempfindlichen Schichten, erfahren hat. Deshalb soll nur noch ein kurzer Blick auf die Entstehungsgeschichte der photographischen Kamera geworfen werden.

Camera obscura — photographische Kamera.

Bei Leonardo da Vinci findet man um 1500 die erste ausführliche und eindeutige Schilderung einer Camera obscura; um die Mitte des 16. Jahrhunderts wurde sie durch den oft als Erfinder der Kamera genannten Giovanni Battista Porta erneut beschrieben, wohl ohne Kenntnis der früheren

Mitteilungen. Ursprünglich als Lochkamera gebaut, wurde sie bald mit einer Sammellinse ausgestattet und einerseits als Schaustellerobjekt, wie wir sie heute noch gelegentlich in großem Ausmaße an Aussichtspunkten und auf Jahrmärkten finden, andererseits in kleiner Ausführung als Zeichenhilfe verwendet; aus dieser Bauart ist die photographische Kamera hervorgegangen. Der Wohlhabende oder der Forschungsreisende zog durch die Länder und hielt schöne Gegenden und beachtenswerte Gebäude in mühseliger Arbeit durch Nachzeichnen des Mattscheibenbildes auf ein aufgelegtes Blatt Papier fest. Während solcher zeitraubenden Arbeit entstand bei Talbot der Wunsch, eine durch Licht auszulösende chemische Reaktion zur Fixierung des optischen Bildes zu benutzen. Wie schwierig und unerfreulich die Tätigkeit des Bildnachzeichnens oft verlief, das damals noch die Photographie ersetzen mußte, möge der Leser aus einer Reisebeschreibung entnehmen, die über hundert Jahre zurückliegt und geeignet ist, die uns heute selbstverständliche photographische Hilfe in ihrer ganzen Größe zum Bewußtsein zu bringen. Es handelt sich um die zeichnerischen Arbeiten eines Engländers in Athen etwa zwanzig Jahre vor der Erfindung der photographischen Kameraaufnahme.

„Der Engländer Dodwell beschäftigte sich vermittels einer Camera obscura mit der Aufnahme des Parthenons. Der Disdar (türkischer Befehlshaber) belästigte den Engländer alle Augenblicke. Ein Zufall befreite ihn von dem Plagegeist. Der Disdar war nämlich über den Anblick der Camera obscura ganz verwundert und fragte ihn unruhig: welche Zauberei er mit dieser Maschine triebe? Dodwell wollte ihm die Sache dadurch deutlich machen, daß er ihn in die Kamera, in welcher ein Bogen weißes Papier lag, hineinschauen ließ. Raum gewahrte der Disdar den Tempel mit allen seinen Umrisßen und Farben auf dem Papier, so erschraf er heftig, zog seinen Kopf zurück, strich seinen schwarzen Bart und rief einmal über das andere: „Allah Masch Allah“ (Das hat Gott gemacht). Mit scheuer Miene blickte er noch einmal in die Camera obscura, und da in diesem Moment einige Soldaten an dem Reflektierglaste vorübergingen, sah er sie auch auf dem Papier erscheinen. Dies war ihm zu arg; er geriet in Wut, schimpfte und tobte, nannte Dodwell ein Schwein, einen Teufel, einen Buonaparte und erklärte: Steine, Tempel und alles auf der Burg möchte er immer wegzaubern, nie werde er es aber gestatten, daß er einen Soldaten in den Kasten banne. Dodwell suchte ihn zu belehren, aber er war so unwissend, daß alle verständigen Vorstellungen ohne Erfolg blieben; da änderte der Engländer seinen Ton und erklärte ihm: wenn er seinen Grobheiten nicht Schranken setze, würde er auch ihn in den Kasten sperren, und den Weg daraus solle er nie finden. Jetzt stieg der Schrecken des Türken aufs höchste; er entfernte sich schnell und sah nachher den vermeintlichen Zauberer mit einer Mischung von Furcht und Verwirrung an.“

Solche Zeichenkästen waren die unmittelbaren Vorläufer und Vorbilder für die „photographische“ Kamera, wie sie von Daguerre eingeführt und bald allgemein benutzt wurde. Selbstverständlich verlangte die lichtbildnerische Verwendung die sorgfältige Ausschaltung alles falschen Lichtes, also eine lichtdichte Ausführung. Zwei auf einem Laufbrett befestigte, zur Scharfeinstellung ineinanderschiebbar einfache Holzkästen beträchtlichen Ausmaßes, deren eine Stirnwand das primitive Objektiv mit einem Schieber als Verschuß, die andere die Mattscheibe trägt, der zumeist ein unter 45 Grad geneigter Spiegel angefügt war, um das Mattscheibenbild in diesem aufrecht stehend sehen zu können, das war die Kamera der ersten Photographen, die eine Architekturaufnahme 15 bis 30 Minuten lang belichten mußten und sich nur zögernd an die Bildnisphotographie heranwagten. Das Deutsche Museum bewahrt die erste nach Deutschland gelangte Originalkamera Daguerres, ausgewiesen durch ein Schild mit seiner Unterschrift und dem Siegel des Fabrikanten.



Dr. Rudolf Hefemann

Fischerneze.

Das „Das deutsche Lichtbild 1933“.

Ostpreußen westlich gesehen.

Von Wolfgang Müller-Clemm.

3ugegeben, Ostpreußen bedeutet immerhin etwas Gewagtes für solche, die auf der Rheinlinie wohnen und daher von der östlichsten und zugleich nördlichsten deutschen Provinz lediglich zu wissen pflegen, sie habe ein ungemütliches Klima, wäre eine Gründung der Ordensritter und sie sei deswegen so gut wie unerreichbar, weil der polnische Korridor eine freventliche Trennungsmauer bilde.

Man ist sich auch in Ostpreußen ziemlich einmütig darüber im klaren, daß die Leute von guter Allgemeinbildung, soweit sie wenigstens jenseits der Elbe zu wohnen pflegen, ihre wesentlichen geistigen und körperlichen Freuden westlich in reichem Maße finden. Gerade darum ist man im hohen Nordosten, trotz des Besizes unerhörter Kulturdenkmäler, geistiger Vormachtstellung in östlichem Sinn, trotz historisch größter Vergangenheit und unbeschreiblich schöner Landschaft, ungewöhnlich bescheiden. Sagte mir doch eine kluge ostpreussische Gutsbesitzerfrau, die in Süddeutschland Institutserziehung genossen hatte: „Wir wissen genau, wie bedeutend unsere Provinz ist, doch sind wir von jeher daran gewöhnt, dem fortgeschrittenen Westen nicht viel mehr bieten zu dürfen als unser Getreide.“ Durch die unglückliche politische Situation, in welche die Provinz durch die verheerenden Staatsverträge hineingesteuert wurde, ist Ostpreußen so etwas wie Mode geworden. Man ist dankbar für die häufigeren, aber doch noch recht spärlichen Besuche von außerhalb, soweit sie lebendigen Anteil an der Not der alten preussischen Kronprovinz nehmen.

Fasse jeder Deutsche, soweit er reisen oder wandern kann, doch einmal den Entschluß, beschämende Unkenntnis in beglückende Kenntnis zu verwandeln. Ob man im D-Zug per plombierten Waggon den Korridor durchrast, um hinter der Weichsel das Wunder „Marienburg“ zu erleben, oder ob einer der beiden schwanenweißen Dampfer des Ostpreußendienstes den Gast nach der tapferen Festung Pillau bringt, deren Hafen Meer und Haff vereint, stets wird der erste Eindruck zuwenig bekannten deutschen Bodens zum ergreifenden oder reichen Erlebnis werden. Ist die Türe einmal aufgestoßen, liegen die erstaunlichen Reichtümer frei und folgen in schier unerschöpflicher Kette. Gewiß, dieses Nordland kennt kein Gebirge, aber einen lichten Sommer über den wallenden Hügeln, in der durch diese belebten Ebene, wie er deutscher gar nicht gefunden werden kann. Die Felder der Höfe und Güter sind zwischen den Obstbäumen und Hecken unterteilt durch bunte Laub- und Mischwälder, ungezählte Wasserläufe und Seen. Die Höfe, fränkischer und westfälischer Siedlungstradition getreu, tragen noch immer den Charakter der vor-kolonisatorischen Heimat in den Balken und Grundrissen. Die Burgen und Dome aus der Ordenszeit zeigen an den Wappensteinen und Steinmetzquaden die Signaturen ihrer ursprünglichen westlichen Patenschaften, auf die alle deutschen Stämme bis auf den Tag voller Stolz blicken dürfen. Die Meeresküste umschäumt das Bernstein tragende Samland und zieht sich in stillem oder stürmendem Anschlag die einsamen Nehrungen entlang. Allein der Nehrungen wegen lohnt sich die weiteste Fahrt, denn in diesen großen doppelseitigen Küstentrichen offenbart sich ein Naturpark von zauberischer Unberührtheit und geheimnisvoller Zeitlosigkeit. Das Wissen ist bei einigermaßen vorsichtigem Verhalten zu treffen, zu belauschen; es ist beglückend, der seltenen Vogelwelt nachzuspähen, nicht minder den Flügeln menschlicher Bauten, kleiner, kühner Segelflugzeuge, die hier oben wie in der rauen, schönen Rhön beheimatet sind. Zwischen den Wäldern und Brüchen schimmert Meer oder Haff, jedes in seinem gesonderten Glanz,

in weiten, rollenden Wogen die See, in kurzen, spritzigen Wellen das Haff. Die Wälder reichen bis an den Strand der Kurorte, von denen Rauschen ganz besonders hervorgehoben werden muß.

Ostpreußen ist keine Domäne für Fremde, sie haben es zu lange verschmäht, zu kommen, als daß sie heute inmitten der Provinz leicht und bequem Unterkunft finden könnten. Daher trifft man auf den weiten Wanderungen fast nur solche, die hier wüchsig sind: Landesbewohner. Aber wo immer wir sie treffen, wird ihre große und selbstverständliche Gastfreundschaft für den Besucher zur materiellen wie seelischen Erquickung. Gastfreundschaft ist hier noch heiliges Gut, ob in den Bauernkaten oder den Schlössern des Großgrundbesitzes.

Ruhepunkt nach nie zu sättigendem Umherschweifen ist Königsberg, vielleicht richtiger gesagt: die beiden Königsberge, denn es gibt ein ehrwürdiges, bis zum Erschauern ehrwürdiges altes Königsberg mit der Ordensburg, dem Dom und der alten Universitätsinsel als Mittelpunkt, sowie ein freies, wagemutiges, modernes Königsberg, das nicht müde wird, seinen Mut und Trost im Anfechten gegen die Ungunst der Lage und Zeit zu beweisen. Ungemein reizvoll ist der Grad gegenseitiger Verflechtung von alt und neu. Vom Krönungschoß, in dem die Hochmeister lange vor den Königen residierten, sind es nur kurze Schritte bis zum modernen Parkhotel am Schloßteich. Die ankommenden Dampfer, Werkzeuge modernen Verkehrs, fahren in den Hafen, an dessen Seite in ununterbrochener Flucht die gotischen Lagerhäuser Zeuge geblieben sind von der Kraft und Größe alter Hanse. Am Dom, dessen reiches Barock im Innern den Fortlauf der für Preußen wichtigen Kulturen zeigt, steht ein stiller Tempel mit den Gebeinen des großen Königsberger Philosophen Kant.

Unbeschwert durch Provinz und Provinzialhauptstadt zu schlendern, gehört zu den schönsten Reisegenüssen, die wir in Deutschland haben. Aber wer könnte unbeschwert durch diese leidende Landschaft, diese leidende Stadt schlendern! Überall springt den Besucher die Notlage an, eine Notlage, nicht aus den Zeitverhältnissen geboren, sondern aus der himmelschreienden Ungerechtigkeit der „weltbeglückenden“ Vierzehn Punkte. Die „Insel“ Ostpreußen hat eine Grenze, die ihr heute die Brücke zum Reich ist: das Meer, die andere Grenze heißt Polen. Stetig sind die Worte, Demonstrationen, Willenserklärungen dieses Volkes auf den einen Punkt gerichtet, sich in den Besitz der preussischen Kronprovinz zu setzen. Unablässig ist die Versuchsreihe, die Bewohner durch Zermürbungstaktik zu schwächen, unermüdlich der Versuch, polnische Elemente unter die deutsche Bevölkerung zu schmuggeln. Nichts wird unversucht gelassen, um den Verkehr mit der Heimat Deutschland zu erschweren. Achtundsechzig Eisenbahnlinien hat die Korridorlinie zerschnitten, und die Züge, welche heute Ostpreußen mit dem übrigen Deutschland verbinden, sind nach Zahl und Achsenlänge begrenzt und vorgeschrieben, können sogar noch vermindert werden, wenn die Belegziffern nicht einen bestimmten Punkt durchhalten. Von der Heimat abgeschnitten, vom reichen Hinterland der vormals preussischen Provinzen Posen und Westpreußen abgeschnitten, kämpft ostpreussische Wirtschaft in insularer Lage den herben Kampf um seine Lebenserhaltung.

Es tut gut, Ostpreußen zu besuchen, aber es tut auch den Ostpreußen gut, daß sie besucht werden, denn ihr Kampf um die Erhaltung des Deutschtums ist doppelter Kampf, der nur gewonnen werden kann, wenn im Reich alle Kräfte zur Unterstützung bereit sind.



„Wo des Haffes Wellen trecken an den Strand ...“

Mit dem „Nest“ an die Samlandküste und das Kurische Haff.

Von Dr. Ernst Kötter.

Wer „Das Werk“ seit Jahren lieft, kennt auch seit Jahren „Das Nest“, jene von dem Studienrat Dr. Kötter begründete und bis heute geleitete Fahrtengemeinschaft von Primanern und Sekundanern des Reform-Realgymnasiums in Düsseldorf. Vom Polarkreis bis Korsika und Sizilien, vom Nordmeer bis zum Land der Schwarzen Berge flatterte der dreieckige Nest-Wimpel, hinter sich eine Schar von acht bis zehn Jungens, die, für sechs Wochen den Schulstaub hinter sich lassend, jedes Jahr einmal mit offenen Augen in der Welt sich umsehen. Mit offenen Augen, d. h. für das Schöne und Fremdartige empfänglich und doch das auf sie einströmende Neue nicht überschätzend, sondern immer, ganz gleich, ob sie im hohen Norden zwischen Renttieren und Lappen am Lagerfeuer hocken oder in sonnendurchstrahlter südlicher Landschaft marschieren, immer ein ganz klein wenig von Heimweh nach dem nebelverhängten Niederrhein bewegt, der Tausende von Kilometern hinter ihnen liegt und gegen den sie auf die Dauer den schönsten Drangenhain und die herrlichste Mitternachtssonne nicht eintauschen möchten. — Von der letztjährigen Ostlandfahrt künden nachstehende Erinnerungen:

Ein warmer Herbsttag. Wir wandern den breiten Sandweg, der sich durch die Ortelsburger Heide frist. Rot schimmert an den Seiten das leicht gewellte, vom Heidekraut überzogene Land; in heiliger Stille träumen die Birken. Nicht immer sah dies Land Frieden und Einsamkeit — den sandigen Weg nennen die Kinder noch heute, leis erschauernd, den „Tartarenweg“; in seinen tief eingefressenen Wagenspuren rollten in manchem Jahrhundert die Karren flüchtenden Landvolks vor den Horden nachflutender Bedränger. Durch die lichten Birkenhaine dröhnte der Donner des Großen-Krieges.

Letzte Nacht hat uns der ehemalige Schulmeister von Nareithen beherbergt. Wir sehen ihn noch lange vor uns: das strenge Patriarchenantlitz mit dem lang wallenden Greisenbart, Nachkomme jener Salzburger Emigranten, der über zwei Menschenalter im Dienste deutscher Jugend auf umstrittenem Ostmarkposten stand. Und wir hören noch seine Abschiedsworte, aus denen besorgte Heimatliebe zitterte: „Sagt im Rheinland, daß wir deutsch bleiben wollen! Sagt, daß man an uns denken soll!“ —

Seitdem sind Wochen verstrichen, und der Alltag hat uns längst wieder. Aber oft noch glauben wir die Mahnung des Alten zu vernehmen; oft noch klingt in uns die Volksliedweise, die wir manchen Zeltabend am Lagerfeuer gesungen:

Nach Ostland wollen wir reiten,
Lut auch das Scheiden weh.
Das gute Schwert zur Seiten,
Wohl über die Heiden.
Fahr wohl, mein Lieb, ade!

Drum wollen wir heute, lieber nachdenklicher Leser, von jenem Land und seinen Menschen berichten, wie wir Wandervögel sie geschaut. An Samlands Küste und rings ums Kurische Haff magst du uns diesmal begleiten; ein andermal, so es uns vergönnt ist, magst du unsern Bericht von Masuren lesen — oder besser: Du wanderst selber einmal hin! Sei gewiß, seltsam bereichert wirst du aus jenem Lande heimkehren, von dem man sich vor noch nicht langer Zeit erzählte, daß dort die Wölfe, die Knute und der Butki anfangen sollen ...



Endlich waren wir dem Eisenbahnwagen entronnen...



... ein echtes Fischerneß ...



„Ein greiser Fischer, seine Netze flickend,
wies uns den Weg ...“

Endlich waren wir dem dumpfigen Eisenbahnwagen entronnen und bogen um die Mauer des Bernsteinwerks zu Palmnicken — da dröhnt uns ein dumpfes Rauschen mächtig entgegen, und dann sehen wir es vor uns: das Meer, das seine weißgekämmten Wogen auf den Sandstrand wirft. Wie braust es in den Lüften! Wie donnern die Wellen heran! Wir müssen schreien, um die gewaltige Stimme der Natur zu übertönen; und wir schreien all unsere Jungenfreude an Kämpfen und Wogen in den jagenden Westwind hinein.

Wir sind auf Fahrt an Samlands Küste.

Jeder Fremde, der nach Palmnicken kommt, wird füglich die Bernsteinwerke besichtigen. Ich muß ein Geständnis machen: wir haben es nicht getan. Wir haben es wohl vergessen? Wir sind ganz einfach an das Meer hinuntergelaufen und, von dem urgewaltigen Rhythmus der Brandung berauscht, immer weiter den einsamen Strand entlang gewandert, in allen Sinnen selig. Über dem ganzen Himmel hingen weißbauschige Wolken, und doch warf irgendwoher die Sonne ihren Schein auf Meer und Strand. Und daran, daß dieses Ufer die Bernsteinküste heißt, wurden wir erst wieder erinnert, als wir einem barfüßigen Jungen begegneten, der den Strand entlang ging, sich oftmals bückte und dann und wann ein Stückchen des hellbraunen Samlandgoldes in die Tasche steckte.

Im steifen Strandhafer, hinter den ersten Weiden, die den flüchtigen Strand festzuhalten bestimmt sind, schlugen wir am Fuß einer Leuchfeuerstange unser Zelt auf. Wir waren müde. Die auf der drangvollen Dampferfahrt von Travemünde nach Pillau unter den Rettungsbooten verbrachten Nächte rächten sich. Als die Sonne ins Meer sank, werfen wir uns noch einmal jauchzend und leichtsinnig in die tosende Brandung; und wie der glühende Ball unter den Horizont geglitten war und nur noch violetten Schein zurückließ, lagen wir im Zelt. Wir schliefen bald ein. In unsere Träume drang das gleichmäßige Donnern der Brandung und das Singen des Windes, der an der Zeltbahn hinaufglitt. Uns zu Häupten leuchtete rot das beruhigende, warme Licht des Signalfeuers, das uns die Zeltlaternen ersetzte...

Noch ein Marschtag längs dem Strand, der immer neue Eindrücke schenkt. Buchten schneiden ins Land und geben der Steilküste fortgesetzt andere Umrisse. Möwen fliegen kreischend in Schwärmen auf. Die Strandnelke malt lichte gelbe und rötliche Farböne in den hellen Sand, und eins der seltensten Kinder der deutschen Flora, die prachtvolle Stranddistel, steht in dichten Büscheln. Hier ragt der Bug eines gestrandeten Fischerkahns aus der Brandung, da liegt uns breit ein toter Tümmeler im Weg. Über Steinblöcke geht's nun hinweg. Wo der Strand ganz eng wird, treiben uns die Brandungswellen den Hang hinauf. Und ewig fegt der Wind den Sand in tollem Wirbelspiel die steile Wand hinan, über die sich das lichte Laub der Birken neigt. Unablässig schafft der Wind neue Formen; er nagt und beißt ins Land; hier und da spreizt ein Baum seine ins Leere greifenden Wurzeln über den Rand.

Zum letztenmal flackert unweit Warnicken unser Lagerfeuer. Das Blinklicht vom Brüsterorter Leuchtturm schimmert herüber.

Leb wohl, einsame Samlandküste!

„... immer weiter
den einsamen
Strand entlang
gewandert.“



Am Morgen steigen wir durch frisch duftenden Buchenwald hinauf nach Rauschen, wo die Bäder anfangen; und da wir Wandervögel halt nicht auf gepflegte Strandpromenaden, neckische Burgenbauten, Villa Meerblick und Kurhausreunions verfallen sind, tun wir ohne lang Besinnen einen Sprung und lassen uns von einem freundlichen Bimmelbähnchen dahin bringen, wo die Kurische Nehrung Meer und Haff scheidet.

Auf der alten Straße, die sich von Cranz her durch den Wald der Nehrung zieht, und auf der im strengen Winter 1807 die Königin Luise in rumpelnder Postkutsche nach Memel floh, hatten wir Sarkau erreicht. Ein rechtes Fischerneß! Unter den vorspringenden Strohdächern der ärmlichen Katen hingen in langen Reihen, wie Strümpfe auf der Wäscheleine, große und kleine Glindern zum Trocknen, und überall qualmten die Räucheröfen. Alte Frauen, die runzligen Gesichter in bunte Kopftücher vergraben, hockten hüstelnd um sie herum und nährten sie mit Tannenzapfen, wie schon ihre Voreltern getan. Ein greiser Fischer, der, seine Netze flichtend, in der freundlichen Augustsonne vor der Türe saß, wies uns den Weg, den überdies niemand verfehlen kann. Denn die Kurische Nehrung hat nicht Raum für viele Straßen; eine halbe Stunde hinter Sarkau ist sie nur noch knapp 500 Meter breit; und so wird sie in der ganzen Länge ihrer 98 Kilometer, bis nach Memel hin, von einer einzigen Landstraße durchzogen, die dem auf Schu-

sters Rappen ziehenden Wandersmann durch ein weithin sichtbares Schild: „Achtung! Für Kraftfahrzeuge aller Art verboten!“ doppelt teuer ist.

Die Gräben längs der Nehrungsstraße sind ein Paradies der Schmetterlinge. Unzählige Pfauenaugen und Trauermäntel wiegen ihre samtene Pracht auf dickbuschigen Distelblüten, mannshohen Königskerzen, wild wuchernden Stiefmütterchen, Glockentumen und Lupinen. Da lichtet sich allmählich der Wald, und zwischen den dürftigen Kiefern und Fichten leuchtet es zur Rechten weiß hervor. Ein seltsames Land beginnt hier, das eigenartigste Stück deutscher Erde vielleicht: die Wunderwelt der Wanderdünen.

Unsere schweren Stiefel sinken tief ein, während wir mühsam den Kamm der Dünen erklettern. Ein starker Westwind pfeift über die Höhe; der dünne Sand wirbelt empor, er peitscht uns Gesicht und die nackten Waden und nimmt den Blick. „Die Düne raucht“, wie der Nehrungsbewohner sagt. Zur Linken donnert die wilde Brandung der Ostsee; immer wieder wirft sie Sandmassen auf den Strand — aber da stellen sich ihnen Hindernisse in den Weg, durch die der Mensch ihr Vordringen hemmt: Strandhafer und Strandgerste, in denen der Sand sich fängt; dann aufgeforsiteter Kiefern- und Fichtenwald. So muß in mühseliger Arbeit dem Meer wieder abgerungen werden, was ihm nie gehörte; noch zu Luthers Zeit war die ganze Nehrung bewaldet, und erst die starken Abhol-



„Noch ein Marschtag mit immer neuen Eindrücken.“

zungen, durch die namentlich die Russen im Siebenjährigen Kriege mit dem Nehrungswalde Raubbau getrieben, haben dem Landstreifen seinen natürlichen Verteidigungsgürtel geraubt.

Nun haben wir den Dünenkamm erklimmt. In steiler Neigung fällt die weiße Halde zum Haff hinab, dessen graubraune, ruhige Fläche in seltsamem Gegensatz steht zu den erregten, schaumgekrönten Wogen der offenen See dort drüben. Hier oben schlägt der Wind uns den körnigen Sand um die Ohren, daß sie schmerzen. Unablässig stäubt es grau hinunter ins Haff; Jahr für Jahr rückt die Düne um sechs bis sieben Meter weiter; und man kann die Zeit nahezu errechnen, da die ganze fünfzig Meter hohe Düne im Haff verschwunden sein wird. Wären die weiten Wasser nicht hier und dort, leuchteten nicht die gelben und braunen Fischersegel herüber, man glaubte fürwahr in einer Wüste zu wandern, in der der ewige Wind in unberechenbarem Spiel Hügel und Täler, Kuppen und Mulden, scharfe Kanten und wunderbarlich ausgeschweifte Wellen aus dem Sand geformt hat. Seltsam, zu denken, daß dies ein Stück Vaterland ist! Wir würden gar nicht sehr verwundert sein, wenn plötzlich drüben überm Hang eine Kamelkarawane auftauchte, wenn wir im weißen Sand auf gebleichte Knochen von Mensch und Tier stießen.

Und dies letztere kann durchaus geschehen. Manches Dorf, das die fressenden Dünen vor vielen, vielen Jahren auf ihrer ungehemmten Wanderung langsam, aber unerbittlich überschütteten, mancher Kirchhof, den der Flugsand zudeckte, ward seither vom Westwind wieder freigelegt. So tauchten die alten Dorfstellen von Alt-Kunzen, von Predin und Alt-Negeln wieder auf, deren altererbte Scholle die Fischer einst schweren Herzens verlassen mußten. Heute sitzen ihre Nachkommen in den Haffdörfern, die der künstlich geschaffene Wald vor dem Untergang sichert.

Andreas Gulbis aus dem Dorf Kunzen ist einer von ihnen. Klingt es nicht wie ein biblischer Name? — Wir wanderten das Haffufer entlang, am Fuß der Steildünen, da trafen wir ihn, bei Sonnenuntergang, wie er nach seinem Kahn Ausschau



„Ein starker Westwind pfeift über die Höhe.“

hielt. Über dem grauen Haff hing ein schweres Gewitter; wir waren müde und sehnten uns nach einer guten Scheune. Ob wir bei ihm schlafen könnten? — „Aber ja!“ sagt er fröhlich. Woher wir kämen? — Aus dem Rheinland! Das freut ihn ganz besonders; er spricht nicht viel, aber man sieht es ihm an. Und so führt er uns auf seinen baumumstandenen Hof, ins kleine, aber saubere, von Blumen unduftete Wohnhaus. Dann weist er uns die Scheune. Er breitet dichtes Stroh zum weichen Lager und freut sich über unser Geborgensein.

Hernach sitzen wir auf der Hofbank. Der letzte Schein der Abendsonne liegt in den Fensterchen des Hauses. Aus dem Gärtchen strömt der starke Duft von Rosen und Nelken. Die hohe Schöpfflange des Brunnens steht schräg im Abendhimmel.

Feierabend. Die Geräusche der ländlichen Arbeit sind verstummt. Hin und wieder klingt die Klampfe. „Wie beim schwedischen Bauer“, sagt einer der Jungen, halb verträumt.

„Seht, das ist unser Land“, spricht Andreas Gulbis. „Die da draußen, sie sagen immer: die sandige, arme Nehrung. Aber es stimmt nicht: wir in Kunzen haben Lehm unter den Füßen, weil uns der Wald drüben schützt. Sonst — ja, sonst würd' auch uns der Sand in die Fenster fliegen. Mitunter, wenn der West gar zu schlimm bläst, kommt er wohl noch; aber er kann uns hier nichts tun. Nur meinem Hafer ist er feind. Der müßte noch ein paar Tage stehen; aber wir werden ihn morgen schneiden, sonst schlägt uns der Flugsand die Körner vom Halm. Ja, hier muß der Bauer die Augen offen haben, mehr als anderwärts — aber wir sind auf der Nehrung zu Haus, und es ist doch ein guter Boden.“

Ganz gegen seine Gewohnheit hat der sonst wortfarge Bauer Andreas lange gesprochen. Er zieht bedächtig an seiner kurzen Pfeife.

„Ja, ihr Jungen, Lehm unter den Füßen muß einer haben!“

Und wir Großstadtkinder schauen in dies braune, harte Arbeitsgesicht und lesen in den offenen Augen das unvergleichliche Glück, Herr seiner Scholle zu sein.

„Am Haffstrand
liegen die schweren
Fischerboote...“



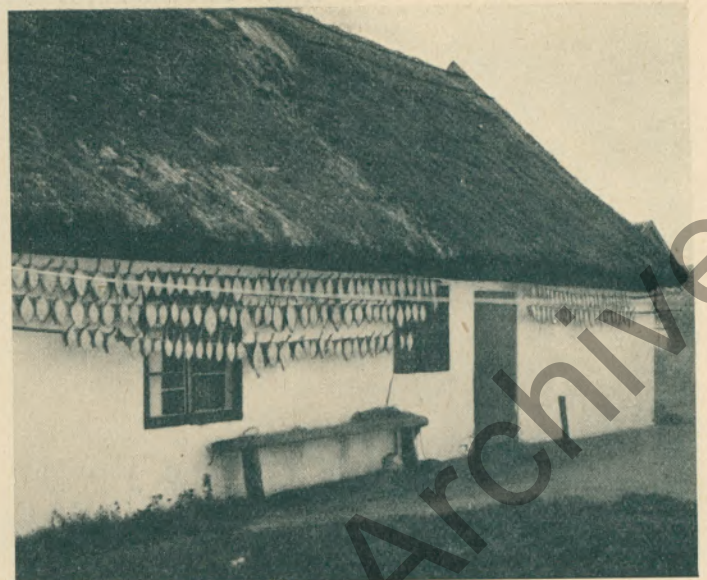
Nun ist die Nacht vollends da. Trüben hinter der schwarzen Waldwacht liegt die Wüste mit ihrem ewigen Nieseln und ihrem Schweigen.

Wer hat einmal gesagt, daß die drei einzigen Berufe, würdig des Mannes, die seien: den Pflug lenken, das Steuer führen, mit dem Schwerte kämpfen?

Am Haffstrand bei Pillkopen, dem letzten deutschen Dorf — wenige Kilometer weiter schneidet eine firnlose Grenze die Nehrung —, liegen sie, die schweren Fischerboote, die der Nehrungsbesohner Reitelkähne nennt. Aus dem besten Eichenholz gezimmert, das auf ostpreussischer Erde wächst, grob gehobelt und klobig wie Wikingerboote; und wenn eins auf den Strand hinaufgezogen ist, erscheint es mit seinen plumpen Luken und dem seltsam geschwungener Steuerruder wie ein ungefügtes Wassergetier. Ein solches Steuer führen — fürwahr, das ist Mannes Arbeit. Und doch: kein Handwerk ist hart und rauh genug, daß es jeglichen Schmucks entbehren möchte. Wie der Nehrungsbauer, nach der litauischen Seite hin, mit geschnitzten Pferdeköpfen die Hausgiebel ziert, so

flattern von den schweren Masten der Reitelkähne Wimpel an einem kunstvoll geschnitzten, bunten Brett. In den Abenden der langen Winter, die das Land mit weißer Einsamkeit zudecken und da Schlittengeläut übers zugefrorene Haff klingt, sitzen der Fischer und ein Junge unterm warmen Schilz- oder Strohdach in der Käte und schneiden mit grobem Messer und kunstfertiger Hand in das Wimpelholz all das hinein, was die Phantasie des Haffmenschens ersinnen kann: schwere Fischerboote mit Mast und Segel und Ruder, seltsame Fischgestalten, zerkauzte Pferdeköpfe, Storch und Löwe, den Haffbauer bei der Saat, den Soldaten mit der Kanone oder auch die Mädchen beim Tanz und den schnarzbärtigen Schuhmann.

Anderntags fuhren wir übers Haff. Johannes Lottke aus Loye, einem Haffdorf an der Landseite, der die Fischer von Pillkopen mit Gemüse versorgt, nimmt uns mit. Er ist ein hochgewachsener, schöner Mann. Er steht am Ruder und schaut in die weißen Segel, die in der Mittagssonne leuchten. Heute ist widriger Wind. Das wird eine lange Kreuzfahrt



... In der Diele räuchert man die Glundern, die dann unterm Schilfdach zum Trocknen aufgehängt werden.

geben. Manches Mal ist der Lottkus mit gutem Wind im Rücken in weniger denn zwei Stunden übers Haff gesegelt; aber heute werden wir wohl nicht vor Mitternacht drüben sein. Uns ist es recht.

Erst haben wir gesungen, all die Seemannslieder, die wir auf mancher Schiffsfahrt im nordischen Meer, in der Biscaya und der Adria gelernt. Dann, als die Sonne hinter die hohe Dünenkette der Nehrung gesunken war und ein frischer Wind das Haff aufblies, haben wir uns in Decken und Zeltbahnen gehüllt. Wir liegen auf dem Boden des Rahnes. Über uns färben sich die weißen Segel tiefrot. Das Wasser ist flüssiges Gold. Hinter der Nehrung brennt der Himmel. Und alle von uns, die damals dabei gewesen, denken nur eines: Lapp-land... Wilder Feuersbrand der hellen nordischen Nächte... glutender Abendhimmel überm Porsanger Fjord... Unterm Knarren der Segel, beim Wiegen des Bootes träumt es sich so leicht...

Nun legt sich unmerklich ein sanftes Violet in die Segel. Selbst den Schiffer, der ungezählte Male diese Fahrt gemacht hat, ergreift die Schönheit dieser Stunde. Horch! nun singt er:

Wo des Haffes Wellen treten an den Strand,
Wo de Elch un Kranich aller Welt bekannt,
Wo de Möwe schrieje jrell im Sturmegebrus,
Do es mine Heimat, do si eet to Hus.

Well un Woge sung mi dat Weegeleed,
Un am Haff verleret eet mine Rinnertid.
Jo, det Haff erweckt in mi dat Heimbegehr,
Ut de Welt to fleege ewer Land un Meer.

Un ward mi vom Leue dat Verlang gestillt,
Witd mi gerven allet, wat min Herz erfüllt,
Is of dat verschwunde, wat mi quält un drew,
Hew eet Ruh nich funde, denn de Sehnsucht blew.

Sehnsucht nach det klene, kole Fescherland,
Wo de Elch un Kranich aller Welt bekannt,
Wo de Möwe schrieje jrell im Sturmegebrus,
Do es mine Heimat, do si eet to Hus.

Und dann spricht der Lottkus zu uns von seiner Arbeit, von Hof, Frau und Kindern, von seiner ewig sturmbedrohten, aber teuren Scholle und von dem Unfegen der Heimatlosigkeit. Und aus seinen Worten leuchtet das unerschütterliche Vertrauen auf eine bessere Zukunft unseres Vaterlandes, die heiße Sehnsucht nach einem geeinten deutschen Volk. Seltsam schwer und eindringlich fallen die von gläubiger Liebe ge-

tragenen Worte vom Steuerruder her übers Boot, und wir lauschen still und froh bewegt dieser nächtlichen Stimme.

Kurz nach Mitternacht läuft unser Boot in die enge Mündung der Løye ein. An den Ufern ragen Masten, dahinter ahnt man die Umrisse der Fischerhäuschen. Wo ein Licht noch wach ist, legt der Lottkus an. „Wir sind zu Haus“, sagt er. „Mutter wird sich freuen.“ Wenige Minuten später sitzen wir in der Diele seines Hauses um den wärmenden Kaffee, den Mutter Lottkus bereit hielt.

Tönt es nicht wie ein ferner Klang, aus alten Fischerballaden hergeweht, in den Namen dieser Haffdörfer: Løye, Inse, Larve, Gilge? Weit von den Straßen des großen Verkehrs liegen sie da an Wiesen und Wellen, eine Welt für sich.

Die Haffniederung ist das Land der Zwiebeln und der Störche. Die Zwiebeln sind das Getreide des Haffbauern, und der Storch zählt hier zu den Haustieren. — Dies war unser erster Eindruck, als wir am andern Morgen den Kopf aus Johannes Lottkus' Heuschoberr Luke steckten. Auf dem Schilfdach stand in der Morgensonne die vierköpfige Storchenfamilie, und abwechselnd klapperten Vater und Mutter laut mit den Schnäbeln, wenn die Storchenkinder ihre ersten Flugversuche nach den Froschlümpfen unternahmen. Drunten aber, auf dem Hofplatz, und drüben und überall glänzt es braun und gelb von den in Massen zum Trocknen ausgebreiteten Zwiebeln. Von unserm Heuschober aus kann ich gut einen Teil des Dorfes überschauen. Manche Häuser sind nach litauischer Art gebaut und haben keinen Schornstein; in der Diele mit den von Rauch und Ruß geschwärzten Balken räuchert man die Fische. Durch die beiden Häuserreihen zieht sich schnurgerade die schmale, von buntem Entenvolk belebte Løye; ein hochbemasteter Fischerkahn liegt hinter dem andern fest vertäut an den Ufern. Soeben strebt ein vollbeladener Heuschahn unter leichtem Wind der Løyemündung zu; er ist wohl für eins der wiesenarmen Nehrungsdörfer bestimmt. In leichten, schmalen Nachen stapelt man von hüben nach drüben.

Kommt, wir gehen durchs Dorf! Überall hocken Frauen und Kinder über den goldig glänzenden Zwiebelteppichen; sie lesen und wenden diese Früchte, deren Ernteertrag und Marktpreis für sie eine Lebensfrage ist. Die Haffzwiebeln gelten als vorzüglich, und der Bauer ist glücklich, wenn er sie im Spätherbst auf dem Tilsiter Markt um sechs bis acht Mark für den Zentner verhandeln kann. Manche Frauen auch ziehen in den Städten von Haus zu Haus, um ihre „Zippel“ anzupreisen.

Wie still ist es im Dorfe! Hier haufen schweigsame Menschen, deren Verschlossenheit sich aus dem schweren Leben in



Abschied vom Haff.

dieser weltentlegenen Niederung erklärt. Denn nicht immer scheint eine solch warme Sonne über den Haffdörfern wie an diesem friedlichen Augusttag. Wenn die Herbststürme übers Haff brausen und die Wasser in die Niederung einbrechen, dann ist böse Zeit. „Schacktarp“ nennt der Litauer diese schlimmen Wochen, da das Eis noch nicht fest ist und weder für Boot noch Schlitten taugt. Dann ist der Haffbauer von aller Welt abgeschnitten. Manches Frühjahr läuft ihm das Haffwasser vor die Haustür und leider gar hinein. „Zwei Winter ist's her, da hätten wir in unserer guten Stube Fische fangen können, und das Stallvieh stand bis zum Bauch im Wasser. Wir danken Gott, wenn es nicht schlimmeren Schaden nimmt. Heuer haben wir erst im Juni die Saat bestellen können — so lange lag die Niederung unter Wasser. Und vielen faulen die Kartoffeln in der nassen Erde.“

Und dennoch ist Mutter Lotkus froh und guter Dinge. Sie lobt den warmen Sommer und ist auch dem strengen Winter nicht gram, wenn die klingenden Schlitten übers Haff gleiten, wenn Jungen und Mädels nach Rossitten und Pillkopen und Nidden hin Schlittschuh laufen und die jungen Burschen gar die rasende Fahrt der Segelschlitten wagen.

Als wir aus Loya zogen, war alle Welt auf den Beinen — nicht etwa unfertig, sondern um in Eile die Zwiebelhümpel zu bergen oder mit alten Segeln zu bedecken; denn am Himmel stand ein Unwetter, und über dem Haff grollte schon der Donner. Und ob wir auch im Kloßmarsch über die Deichwege der Niederung dem Wetter zu entgehen suchten — das Türmchen der achteckigen Holzkirche von Inse verlor sich gerade unserem Blick —, da hatte es uns doch gepackt; es goß wie aus Mälden, und nach einer halben Stunde hatten wir keinen trockenen Faden mehr am Leibe. Wie wir in den Latwellingker Forst eintraten, den endlose, schnurgerade Wege durchziehen, hörte freilich der Regen auf; aber die durchbrechende Sonne lockte unermessliche Schwärme von Stechmücken aus den versumpften Gräben, deren tiefschwarzes Moortwasser, von Leichrosen gelb und weiß gefleckt, sich kreuz und quer durch den undurchdringlichen Wald zog. In diesen bruchigen Waldungen zwischen Haff und Damm steht das Urwild des Ostens, der Elch, noch in größeren Rudeln; hier findet er an Zweigen und Rinde von Birken, Erlen und Weiden genug Nahrung. War es uns aber auf der Nehrung gelungen, wenig-

stens einen Elch zu sichten, hier bekamen wir keinen dieser unheimlichen Schaufel vor die Augen: Mücken und Bremsen belästigen das Wild zur Sommerszeit derart, daß es in die Moore und Gräben geht, um sich vor den unerträglichen Plagegeistern zu retten.

Nach wir beschleunigen unsern Marsch durch diesen Bruchwald, der uns fast an die mückendurchsurrten Birkenhaine des Lapplandsjalls erinnert. Beim Haffdorf Larve kommen wir auf einen ausgefahrenen, verschlammten Weg, den uns ein Holzfäller als die „Tilsiter Landstraße“ vorstellt. Der Himmel hat sich wieder gezogen. Grau und einsam liegt im Regen das weite Land, durch das sich das trübe Wasser der Griede dem Haff zuwälzt. Scharenweise stehen Störche auf den sumpfigen Wiesen. Die „Landstraße“ ist stellenweise ein Morast. Die Stiefel sagen „Kwatsch“, und der Regen läuft geschickt in den Nacken. Einer flucht, ein anderer zählt mit wachsendem Ingrimm die Kilometersteine, ein dritter reißt faule Witze, und am Ende ist uns alles gleich. Wer je durch solch hoffnungsloses Regentwetter gewandert ist, kennt jene göttliche Wurschtigkeitsstimmung, die einmal zu einer richtigen Fahrt gehört. Drei, vier, fünf Stunden Regensmarsch — aus dem grauen Tag wird trüber Abend, und dann...

Und dann begibt sich dies:

Ein Haus am Wegrand, klein und ärmlich. Gesichter kleben an den niedrigen Fenstern. Wir ziehen grüßend vorüber. Und sind kaum hundert Schritt weiter, da hören wir hinter uns eine Stimme. Wir schauen zurück: da kommt der Bauer atemlos angelaufen. „Wohin wollt ihr noch in diesem Wetter? Kommt, bleibt bei uns über Nacht!“ — Und ein Viertelstündchen später sitzen wir in wohliger trockener Sportluft in seiner besten Stube um den schnell gedeckten Tisch, auf den eine stille, freundliche Frau den dampfenden Kaffee stellt; das Feiertagsporzellan aus dem bunten Eckschrank ist nicht zu schade; und vor dem Kachelofen kniet der Bauer und pufet und bläst in die Flamme, damit die ringsum aufgehängte Wanderkluft der „leuten rheinischen Jungchen“ trockne. Und ein leuchtendes Lächeln geht vom Bauer zur Bäuerin.

In dieser Nacht, da der West den Regen gegen die Fenster warf, schliefen wir im weichen Bauernbett.

So schieden wir vom Haff.

Was will die Nordische Gesellschaft?

Von Dipl.-Ing. B. Pantenburg.

„Jedes nordische Volk ist mit Recht stolz auf seine Eigenart und Geschichte, die sich lebensvoll auf der Grundlage alter germanischer Volkskultur in den Staaten des Nordens entwickelt hat. Möge die Gemeinschaft des Blutes und der Kultur, die alle nordischen Völker über die Grenzen hinweg verbindet, in der Zukunft alles Trennende der Anschauungen überbrücken.“
Hermann Göring.

Die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den skandinavischen Nationen und uns sind schwer gefährdet; das ist eine Tatsache, die zunächst einmal besteht. Zu einem großen Teil liegt das begründet in einem starken Mißverständnis vor allem von Seiten der nordischen Länder, das wieder im wesentlichen eine Folge des Rückgangs der wirtschaftlichen Beziehungen zu jenen ist. Das ist um so mehr bedauerlich, als wir uns doch den Menschen des skandinavischen Nordens — den Dänen, Norwegern, Schweden und der jüngsten, bisher leider viel zu wenig beachteten skandinavischen Nation, den Finnländern — durch gemeinsame Bande der Rasse und Kultur innerlich verbunden fühlen. Starke wirtschaftliche und kulturelle Wechselbeziehungen sind immer da gewesen. Doch die Gründe für diese Mißverständnisse hier im einzelnen darzulegen, würde zu weit führen. Fragen wir einmal lieber danach: Was ist von unserer Seite geschehen, um bei uns Interesse für jene Völker zu wecken?

Wer von uns hat überhaupt persönliche Beziehungen nach dem Norden, ist vielleicht selbst schon einmal dorthin gereist? Sind doch eben persönliche Anschauung und Freundschaft die sichersten Mittel, Verständnis für den stamm- und artverwandten Menschen jenseits unserer Landesgrenzen zu wecken!

Seien wir doch einmal ganz ehrlich: Sind auch wir nicht zuviel — dem unseligen Zuge deutscher volksentwurzelter Kaiser in vergangenen Jahrhunderten folgend — nach dem Süden gezogen? Lockte nicht die ewig strahlende Bläue des südländischen Himmels und Meeres in all ihrer gleißenden Pracht, aber auch ihrem verderbenbringenden „dolce far niente“ den Menschen aus dem Norden — und gerade uns Deutsche — mehr als die herbe Schönheit der kälteren nordischen Heimat?

Manch einer mag wohl auch schon einmal auf einer Nordlandreise beim Anblick der imposanten norwegischen Felsenküste einen Hauch dieser eigenartigen Natur des Nordens verspürt haben. Aber um in das urgermanische Wesen der skandinavischen Landschaft in ihren verschiedenen Variationen einzudringen, das „Gesicht“ dieser Landschaft und ihrer Menschen zu schauen, wieder Kraft zu sammeln an altgermanischer Art und Sitte, dazu mögen es bisher die wenigsten gebracht haben. Aber das ist heute mehr denn je notwendig und vermittelt erst tiefes Verständnis für den Sinn und Wert nordisch-germanischen Kulturgutes, wie wir es in so wunderbaren Formen nirgend sonst mehr finden. Freilich, man muß auch zu den Bauern auf die einsamen Höfe im weiträumigen Land gehen, zu den Bauern, die hier wie überall die eigentlichen Träger der schön-uralter Kultur sind.

Es ist wirklich schade darum, daß wir uns bisher so wenig mit den art- und stammverwandten Völkern im Norden beschäftigt haben. Jene Nationen haben vielseitige gemeinsame Beziehungen zu ihrem großen germanischen Brudervolk im Süden; die Basis der Rasse und Kultur ist für uns und für jene die gleiche.

Jetzt endlich unter dem tiefgreifenden Einfluß der nationalsozialistischen Gedankengänge beginnen auch weitere Kreise unseres Volkes zu erfassen, welcher Wert dem nordischen Gedanken beizumessen ist. Es geht ja nicht nur um die Erhaltung des nordischen Gedankengutes in unserem Volk, es geht um ihre Vertiefung; es heißt jetzt, alle Kräfte zusammenzufassen, die das nordisch-germanische Wesen zur Grundlage haben.

In diesem Sinne arbeitet schon seit gut zwölf Jahren die Nordische Gesellschaft, die ihren Sitz in der alten Hansestadt Lübeck hat. Dieser einstige Vorort des mächtigen deutschen Hansabundes ist direkt ein Symbol für den Ausbau der Beziehungen zu den Ländern des Nordens — Lübeck, das zu Zeiten seines höchsten Glanzes einmal die ganze Ostsee beherrschte —; auch heute ist es wieder Ausgangspunkt für die Reisen nach dem Norden, über die Ostsee, über das Baltische Meer.

Die Nordische Gesellschaft ist heute die einzige und einheitliche Institution für die Pflege und Erweiterung der deutschen Beziehungen zu den skandinavischen Ländern. Vor kurzem trat zum ersten Male der neugegründete „Große Rat der Nordischen Gesellschaft“ zusammen. In ihrer Zusammensetzung kommt der Wille der verantwortlichen Leiter des Staates zum Ausdruck, in Zukunft alle Kreise des deutschen Volkes mit dem nordischen Gedanken vertraut zu machen und ganz bewußt die Beziehungen zu den Nationen des Nordens zu pflegen.

Ueber eins muß man sich aber vollkommen im klaren sein: Der nordische Gedanke ist keinesfalls im außenpolitischen Sinne aufzufassen, also etwa so, als wollten wir uns in die innen- oder außenpolitischen Angelegenheiten der uns stammverwandten Völker einmischen; das liegt uns fern; es ist auch keinesfalls im Sinne der Arbeit unserer amtlichen außenpolitischen Stellen, noch auch natürlich der Nordischen Gesellschaft. Der nordische Gedanke ist in jeder Hinsicht unsere ureigene, innerdeutsche Angelegenheit.

Wer den Norden und seine Menschen kennt, wird überzeugt sein, daß der gesunde Sinn der Skandinavier aus sich selbst heraus bald zu einem tiefen Verständnis für das Dritte Reich des deutschen Brudervolkes kommen wird. Hier ist es ganz besonders erfreulich festzustellen, daß gerade die jüngste skandinavische Nation — die Finnländer — auch heute noch die stärksten Sympathien für Deutschland hat. Sie sind von den Freunden, die wir überhaupt noch haben, die aufrichtigsten. Die Finnländer bringen zweifellos am meisten Verständnis für uns auf; haben sie doch erst vor fünfzehn Jahren in ihrem heldenmütigen Kampf gegen die Bolschevisten ihrem Lande die Freiheit errungen.

Wie sollen nun aber die freundschaftlichen Bande enger geknüpft werden? Soll man von uns aus — wie etwa die anderen Großmächte — in Skandinavien für die deutschen wirtschaftlichen Erzeugnisse und weiter für die spezifisch deutschen Kulturgüter einen Propagandafeldzug unternehmen?

Die Nordische Gesellschaft hat in ihrer bisherigen jahrelangen Tätigkeit bereits wertvolle Erfahrungen gemacht; sie hat hier eine andere Auffassung, die auch in Zukunft für ihr Wirken maßgebend sein wird. Schon seit ihrem Bestehen hat sie dahin gewirkt, durch Pflege der persönlichen Beziehungen zu den skandinavischen Freunden, durch Ausbau der Verkehrsbeziehungen zum Norden, insbesondere aber durch weitgehende Förderung des Interesses für Skandinavien bei uns in Deutschland die wechselseitigen Beziehungen zum Norden auszubauen.

Heute, wo sich unser Blick in so sehr starkem Maße nach Norden gewendet hat, wird die Nordische Gesellschaft auf einer ganz breiten Basis für den nordischen Gedanken in Deutschland werben. Es ist ja auch nunmehr zu erwarten, daß weiteste Kreise des deutschen Volkes den Wunsch haben, sich mit nordischem Kulturgut vertraut zu machen und irgendwie auch selbst in engere Berührung mit den Völkern Skandinaviens zu kommen.



Bauernhof in Norwegen.

Lichtbild: Bille, Oslo.

Das Erlebnis einer nordischen Nacht.

Von Fred Ege.

Es ist um die Zeit der „hellen“ Juniächte. Aus den Toren von Oslo strebt unser Wagen nordwärts, dem Mjøsen zu. Hinter uns hängt der südliche Nachthimmel einem dunklen Vorhang gleich, von dem sich die hellen Umrisse der am Oslofjord liegenden Stadt wie eine Federzeichnung abheben. Vor uns ein lichter Horizontstreifen, der uns glauben läßt, wir seien Frühaufsteher, die einen sonderlichen Sonnenaufgang von seinen ersten Phasen an erleben möchten. Und doch schlug vom Turm der Erlöserkirche gerade die zehnte Abendstunde, als unsere Fahrt begann. Während der ganzen Fahrt steht dieser lichte Nordhimmel vor uns, der so hell ist, daß er das Sternenlicht überstrahlt.

In unendlich vielen scharfen Kurven windet sich die Autostraße durch das gebirgige Land. Als mächtige Silhouetten stehen vor uns die massigen Berggruppen des Urgefäins. Einsam in der unermeßlich weiten Landschaft liegen im Abenddämmerlicht die Bauernhöfe verstreut, die Siedlungsform des norwegischen Landes. Außer den paar Städten gibt es nur Bauernhöfe. Je nach der Landschaft und jahrhundertalten Überlieferung sind sie nach einem festen Grundriß aufgebaut. Hier in Ostnorwegen schimmert uns in hellem Weiß das Wohnhaus des Bauern entgegen. Der Besitzer nennt sich

nicht Gutsbesitzer, nicht Rittergutsbesitzer, auch nicht Ökonomierat, sondern ganz einfach und schlicht: Bauer. Das ist der schönste Titel, den ein Norweger überhaupt führen kann.

Es sollte einmal ein Bauer vom König zum Ritter geschlagen werden; er lehnte es ab, denn etwas Höheres als Bauer konnte es für ihn nicht geben; er hätte damit auch eine Sippe schwer beleidigt, wenn er sich zum Ritter „erniedrigte“ hätte. Und umgekehrt, als die Norweger einmal ihren großen König Olaf besonders ehren wollten, gaben sie ihm den Beinamen: der Bauer! Ja, die Verehrung des Bauernstandes geht so weit, daß man Kindern den Beinamen „Bauer“ gibt. Darin kommen die innere Kraft und die große Bedeutung dieses stolzen Bauernvolkes für die Nation zum Ausdruck.

Auf den größeren Höfen stehen neben dem Haus des Besitzers noch ein oder mehrere Wohngebäude für die Mitglieder der Familie. Die Wirtschaftsgebäude: Scheune und Ställe, rechtwinklig unter einem Dach, sind in einem gerartigen tiefrot leuchtenden Ton gehalten. Besonders charakteristisch ist für den norwegischen Bauernhof das nirgends fehlende Vorratshaus mit einer Glocke auf einem Dachreiter, die die Leute des Hofes zu den gemeinsamen Mahlzeiten zusammenruft.

Eine unermessliche Ruhe liegt über dieser Landschaft, und ein Abendfrieden breitet sich darüber aus, der sich nur schwer in Worte kleiden läßt. Eine märchenhafte Stimmung senkt sich über die Erde. Es sieht aus, wie wenn ein hauchdünner bläulicher Schleier sich über Berge, Wälder und Felder legt.

Immer weiter geht die Fahrt. Zwischen den einzelnen Höfen liegen große Strecken Waldes, denn der norwegische Bauer ist in erster Linie Waldbauer. Wenn man ihm vom deutschen Bauern erzählt, so ist es ihm unfasslich, wie man als Bauer keinen Wald haben kann. Der norwegische Bauer hat nur soviel Felder, als er zum Lebensunterhalt für sich und die Seinen braucht.

Immer noch strahlt ein herrlicher, leuchtender Farbenhimmel. Die Uhr geht auf Mitternacht. Wir erreichen den größten Binnensee Norwegens, den Mjøsen, der mit seinen hundert Kilometer Länge und durchschnittlich vier Kilometer Breite etwa zwei Drittel des Bodensees ausmacht. In etwa zwanzig Meter Höhe fahren wir an seinem Ufer entlang und blicken auf das bergumgrenzte Wasser. In ihm spiegeln sich nun all die leuchtenden Farben des Abendhimmels! Ein duftiges Violett steht zwischen einem leuchtenden Rot und einem satten Blau in unbefreiblicher Leuchtkraft. Und ringsum das tiefe Schweigen des Waldes, die unermessliche Weite der Landschaft und eine wohlthuende große Einsamkeit. Ein mitternächtiger Himmel wirft sein buntes Farbenspiel über See und Land — wer das einmal erlebt hat, der weiß um die Größe und die stille Schönheit unserer Erde. Wir mäßigen die Fahrt, um dieses herrliche Naturschauspiel, das sich uns um Mitternacht bietet, recht genießen zu können, und werden zutiefst von dieser Schönheit der Natur erfaßt. Die Unterhaltung verstummt. Schweigend stehen wir im Banne dieser verschwenderischen Fülle. Kein Laut, kein Geräusch, kein Miston — nichts stört diesen Frieden der Natur, diesen himmlischen Frieden, der uns in seinen Bann zieht.

Unwillkürlich tauchen in mir die Gedanken an meine deutsche Heimat inmitten dieser ganz anderen Welt auf. Tiefe Nacht breitet sich um diese Zeit über ihr aus und treibt die Menschen zur Ruhe. Diese „Nacht“ hier oben aber hält uns wach. Die Augen können sich nicht schließen, sie müssen sich satttrinken an dieser Fülle. Es ist mir, als würde ich im Traume durch eine unwirkliche, nur in der Phantasie vorhandene Landschaft schweben.

Nach der letzten halben Stunde Fahrt durch dieses Meer von Schönheit gelangen wir an unser Ziel. Es ist Torgunrud, ein alter Bauernhof, dessen Gebäude sich auf einer Anhöhe unmittelbar am See erheben. Ringsherum die Felder, und dahinter türmt sich sein eigentlicher Schatz: der Wald mit seinen Wasserfällen. Das Kirchspiel, zu dem dieser Hof gehört, hat eine solche Ausdehnung, daß eine Anzahl Bauern zu ihrer Kirche einen Weg von nicht weniger als fünfzehn Kilometer haben; sie haben also am Sonntag einen hübschen Spaziergang zur Kirche und wieder nach Hause.

Wir steigen aus, bleiben im Hofe stehen und schauen rings um uns. Vom Norden her ergießt sich nach wie vor ein hellleuchtender Himmel. „Wann hört denn dieser Abend auf? Es ist ja beinahe ein Uhr!“ — „Abend? Das ist der Morgen, der jetzt anhebt und den Abend ablöst; noch eine Stunde, und die Wolken hier oben werden bereits wieder von dem aufgehenden Himmelslicht erleuchtet werden.“

Es wird nicht Nacht, und wenn wir noch solange warten. Der Morgen begrüßt den Abend. Daß keine Nacht dazwischenliegt, das ist das große Erlebnis einer ganz gewöhnlichen nordischen Ziminacht. Aber dieses Erlebnis ist so unaussprechlich und so übermächtig, daß es uns Menschen wie eine Mahnung jeden Tag in die Seele hämmert: Was gibt es größeres und herrlicheres als die Natur; und sie ist dir, o Mensch, gegeben. Erfasse sie, denn nur in ihrem Schoße wirst du glücklich sein!

Das Erlebnis dieses Naturschauspiels hat uns so aufgewühlt,

daß wir gar nicht zur Ruhe kommen können. Es zieht uns immer wieder ins Freie hinaus. Das Auge kann nicht genug aufnehmen. Wie ein Kind stehen wir vor etwas Unfassbarem. Als so etwas Großartiges konnten wir uns die „hellen Nächte“ nicht vorstellen, nein, das muß man erlebt haben.

Erst als wir die nirgends fehlenden schwarzen Rollvorhänge heruntergelassen und so eine künstliche Nacht geschaffen haben, kann uns der Schlaf in seine Arme nehmen...

Dieses Erlebnis ist nur ein kleiner Ausschnitt aus dem an landschaftlichen Schönheiten so unermesslich reichen norwegischen Land. Wenn wir das Wort Norwegen hören, so hat das für gewöhnlich für uns den Anstrich, als ob es sich um etwas vollkommen Fremdes und vor allem Fernliegendes handle. Meist wissen wir nur, daß der Holmenkollen, der Mittelpunkt der internationalen Skiwelt und die Heimat Sonja Henies dort oben ist; sonst aber ist uns dieses Land — leider — ein Buch mit sieben Siegeln. Und wieviel Gemeinsames zeigt die Kulturwelt Norwegens mit der unserer Heimat! Wenn wir z. B. im schöngelegenen Oslo — es erinnert an Stuttgart, nur mit dem Unterschiede, daß es am Endpunkt des großartigen, von Inseln durchzogenen Oslo-Fjords liegt und dadurch einen internationalen Hafenplatz darstellt — die volkskundlichen Sammlungen besuchen, so empfinden wir auf Schritt und Tritt die Verbindungslinien zu unserer eigenen Geschichte und Kulturwelt. Ebenso aber auch auf der Straße. Wir haben hier nie das Gefühl, im Auslande zu sein, sondern das Bewußtsein, unter Menschen von gleicher Rasse und gleichem Blut zu wohnen. Der Menschenschlag ist in der Hauptsache genau derselbe, nur durch die Sprache sind wir voneinander getrennt.

Der Charakter der Landschaft und des Bauerntums gibt dem norwegischen Volkstum die Grundlage für das politische, wirtschaftliche und kulturelle Gefüge der Nation und damit die unerschöpfliche Quelle immer neuer Kräfte. Hier ist das Volkstum in seiner ganzen Überlieferung das Rückgrat des Staates. Der Begriff Bodenständigkeit und des Verwurzeltheits mit der Heimat, mit ihrem Grund und Boden, ist es, was auf uns, die wir von außen her in dieses Land kommen, einen so tiefen und unauslöschlichen Eindruck macht. In diesem Lande wird uns bewußt: hier sitzt ein altes Bauernvolk, das in lebendiger Verbundenheit mit uralter Überlieferung lebt und schafft. Wohl finden die Errungenschaften der modernen Technik auch hier Eingang, aber nie werden sie — wie es bei uns vielfach der Fall wurde, infolge einer unglückseligen Entwicklung — dort über den Menschen herrschen, sondern stets werden sie nur ein Werkzeug sein in der Hand des Menschen, um den uralten Besitz der Väter zu erhalten und zu wahren für das Wohl des ganzen Volkes.

Die Naturverbundenheit, der ungeheure, zähe Lebenskampf des norwegischen Bauern, auf dem felsigen Grund seinen Lebensunterhalt herauszuwirtschaften, die ungeheure Weite und Mächtigkeit der Landschaft, die grenzenlose Stille und Einsamkeit, wo man wochenlang keinen fremden Menschen zu Gesicht bekommt, und der tiefe, lebendige Sinn für alles Volksmäßige, für alles Lebendige, was aus dem Volke kommt, das ist das, was uns heute so viel zu sagen hat, und wir können die Begeisterung nachfühlen, mit der das norwegische Volk seine Nationalhymne liebt, die einer ihrer tapfersten Streiter um die nationale Befreiung, Björnson, seiner Heimat gewidmet hat:

Ja, wir lieben diese Erde,
Wie sie flutbedräut
Ihrer Berge Stamm und Äste
Wind und Wolken beut.
Lieben ihre tausend Hütten,
Ihres Meeres Zorn,
Und, den kein Meer kann verschütten,
Ihrer Eage Born.



Und nach der Höhensonne ... ein Glas Milch! Lichtbild: Geheimt-Winterer.
Schwester Christine mit ihren Schülern der Werksfürsorge Schacht „Friedrich Thyssen II/V“ (Vereinigte Stahlwerke A. G.).

Frauenkultur – Volkskultur.

Von Agnes Gerlach, Führerin des Verbandes „Deutsche Frauenkultur E. V.“.

Alle, die in jahre- und jahrzehntelangen Mähen vor, in und nach der Kriegszeit um die Freiheit deutschen Geistes, um die Erneuerung deutschen Wesens gerungen haben, begrüßen dankbar, daß in wenigen Monaten erreicht wurde, was in einem Jahrzehnt nicht zu erreichen war: die Durchdringung breiter Kreise mit dem Willen zu deutscher Selbstbehauptung. Zu der großen Freude über dieses Zurückführen weiter, dem eigenen Volkstum entfremdeter Kreise gesellt sich die Hoffnung und der Wunsch, daß nun in aufbauender Arbeit alle wiedergewonnenen Kräfte zu Mitträgern wahren Volkstums werden. Gerade das Abseitsstehen breiter Volksschichten, das lähmende Verleugnen eingeborener Volkswerte, die Irreführung im Innersten noch gesunder Kreise war für alle der Erneuerung des Volkstums dienenden Kräfte stets eine tiefe Sorge. Was unserem Volk jahrhundertlang versagt zu sein schien, zu den eigenen Tiefen wieder hinabsteigen zu können, aus ihnen zu schöpfen und neu zu gestalten, möge ihm erneut geschenkt werden. Die Geschichte deutschen Volkstums, preisgegeben im Herzen Europas allen äußeren Einflüssen, durchzogen von Strömen fremder Eigenart, ist ein stetes tragisches Ringen, ein Verlieren, Verströmen und Sichwiederfinden gewesen. Jetzt gilt es, die Herzen stark zu machen, im Innersten demütig zu bleiben und dies Geschenk der Zeit als tiefinnerste Verpflichtung zu betrachten. Es ist zu hoffen, daß all die stille, unermüdliche Arbeit, die in Jahrzehnten zur

Erneuerung deutschen Volkstums geleistet wurde, immer mehr verstanden und gewürdigt wird, daß sie ein starkes Echo und ein bereites Mittragen findet, daß daraus ein tatkräftiger Wille entspringt, alle aufbauende Arbeit zu stützen und zu fördern. Ohne all die geleistete Vorarbeit müßte auch alle Begeisterung wieder verflachen und wirkungslos werden. Nur die Sicherheit, daß Keim, Wurzeln, Stamm und Knospen gesund sind, läßt auch in der Natur auf eine gute Ernte hoffen. Die Blüte kann nicht Frucht tragen, wenn diese Voraussetzungen nicht gegeben sind. — Die Tatsache, daß in unserem Volk gesunde Kräfte sich wachstumsmäßig entwickeln konnten, gibt solche Hoffnung. Schon in Zeiten widerstrebendster Auffassungen, im noch nicht sichtbaren inneren Niedergang der neunziger Jahre, brachen Gesundungskräfte auf. Die Geschichte wird einmal bestätigen, wie weit in das vergangene Jahrhundert die Wurzelkräfte der neuen Volksbewegung, des neuen deutschen Volksbewußtseins zurückreichen, und daß nur auf bereitem Boden der Same keimen und wachsen konnte. Wie wir im Frühling solches Lebensgesetz immer wieder von neuem erleben können, so sollen wir es auch bei allem Geschehen achten und anerkennen und nicht vergessen, wie viele opfervolle, stille Vorarbeit, auch einer Generation von Frauen, die schon vor uns stand und schon von uns gegangen ist, mit dazu gehörte.

Die Frauen und Mütter eines Volkes haben zutiefst verpflichtende Aufgaben für das eigene Volkstum, für eine Volks-

kultur. Nur in einer in allen äußeren und inneren Dingen unsicher gewordenen Zeit konnte solches Wirken zuerst mißverstanden werden. Das deutsche Volk neigt bei seiner nach innen gerichteten Veranlagung dazu, äußere Formen leicht zu gering zu achten. Ein Eintreten für die Gestaltung des Äußeren in Erscheinung und Umgebung mußte in einer Zeit des Formverfalls und innerer Haltlosigkeit zuerst unverständlich bleiben. Unsicherheit in kulturellen Dingen ist stets ein Zeichen mangelnder vollkommener Gestaltungskraft. Nur Frauen, die in ihrem innersten Wesenskern echt, wahr und unverfälscht waren, konnten sich den neuen Aufgaben zuwenden. Für sie gab es nicht eine einseitige Pflege des Körpers, des Geistes oder der Seele, nur eine sinnvolle Einheit aller Kräfte schien ihnen einen Wiederaufstieg des Volkes, eine Erneuerung der Volkskultur zu verbürgen. So haben sie folgerichtig bei sich selbst begonnen, die Frauen zurückgeführt von gesundheitswidrigen Lebensbedingungen zu gesundem Leben in Luft, Licht und Sonne. Alles mußte neu errungen werden. Heute, wo dies schon Gemeingut geworden ist, weiß man nicht mehr, daß selbst um die einfachsten Grundbedürfnisse der Körperpflege und Gesundheit gekämpft werden mußte.

Hand in Hand mit allen Bestrebungen für eine neue Körperbildung gingen die Bemühungen um eine naturgemäße Lebens- und Ernährungsweise, die glücklicherweise nun auch schon in breiten Kreisen Eingang gefunden hat. Es will scheinen, als ob gerade in Deutschland, das vor dem Krieg immer als das Land der Geseze und Befehle im Ausland galt, nachhaltigere Wirkungen in der alkoholfreien Jugend-erziehung erzielt wurden als in Amerika, das entgegen seiner Freiheitlichen Überlieferung nur mit Zwang glaubte, darin Wandel schaffen zu können. Der Alkoholmißbrauch ist heute in unserem Volk schon weitgehend überwunden als der Nikotin-gefluß. Hier bleibt noch eine Aufgabe für verantwortungsbewußte Jugend, durch eigenes Vorbild eine Besserung herbeizuführen.

Auf dem Gebiet einer gesunden, deutschen Wesen entsprechenden Frauenkleidung sind grundlegende Vorarbeiten geleistet worden. Es ist in Einzelheiten nicht zu schildern, wie hier von Versuch zu Versuch neue Formen langsam erprobt und gefunden wurden. Solche Entwicklungen können von einem Rückschauenden kaum je recht gewürdigt werden, da er die gegebenen Voraussetzungen nicht mehr kennt. Leider ist in der Öffentlichkeit viel zu wenig bekannt und in der Modepresse bewußt unterdrückt worden, welcher grundlegender Wandel in der Mode durch die Bemühungen deutscher Frauen- und Künstlerkreise herbeigeführt wurde. Daß Schulze-Naumburg um die Jahrhundertwende mit seinem grundlegenden Werk „Die Kultur des weiblichen Körpers“ diese Entwicklung tatkräftig gefördert und unterstützt hat, muß immer wieder betont werden. Solche Unterstützung hätte aber wirkungslos bleiben müssen, wenn nicht die Frauen sich selbst praktisch geholfen hätten mit eigener Arbeit oder durch Gründung von Werkstätten, wo in praktischen Versuchen um die Neugestaltung deutscher Frauenkleidung gerungen wurde. Welchen Vorsprung sich das deutsche kunsthandwerkliche Schaffen auf dem Weltmarkt gesichert hat, haben die letzten internationalen Ausstellungen bewiesen. Daß aber die deutsche Kleidgestaltung, die von den Fortschritten auf kunsthandwerklichem Gebiet nicht zu trennen ist, ausschlaggebend den Pariser Modemarkt beeinflusst hat, wird immer verschwiegen oder geleugnet. Wenn nun heute wiederum Stimmen laut werden für die Unabhängigmachung deutscher Kleidgestaltung, so kann an diesen Tatsachen nicht mehr vorübergegangen werden. Es ist auf diesem Gebiet heute Grundlegendes nicht mehr zu leisten. Es bleibt nur den deutschen Frauen selbst vorbehalten, eine sichere, selbstbewußte Wahl zu treffen, ihr eigenes Wesen nicht immer wieder mit modischen Spielereien des Auslands zu verfälschen. Die Kleidung soll das Lebensgefühl erhöhen, aber nicht zur Entartung führen. Alle Vorbedingungen dafür sind wieder

zurückgewonnen, im Vergleich zu der gesundheitswidrigen, lebenshemmenden Kleidung der neunziger Jahre. Korsettlos, hals- und fußfrei, praktisch für Beruf, Wandern und Sport, leicht verschließbar, keine Anhäufung von Stoffmassen, organisch den Linien des Körpers folgend, materialgerecht in der Verwendung von Stoff und Schmuck ist die Kleidung wieder dem Körper unter-, ihm nicht mehr übergeordnet. Hier zeigt sich seit langem eine erfreuliche Einheit. Die Fortschritte, die in Deutschland auf dem textilen Gebiet in den Nachkriegsjahren erzielt wurden, werden immer noch zu wenig gewürdigt.

Neben den künstlerischen Bemühungen der Vorkriegszeit sind diese Fortschritte besonders bedingt durch die Wiederaufnahme alter Handtechniken in der Kriegszeit. So haben die Handweberei, Handdruckerei, die Sticker-, Stricker-, Spitzen- und Häkelwarenerzeugung eine außerordentliche Neubelebung erfahren, die sichtbar stark die ganze industrielle Erzeugung nicht nur des Inlands beeinflusste. In dieser Entwicklung hat die Mitarbeit vieler Frauenkreise besonderen Anteil. So konnte das Verständnis für Wertware neu geweckt werden, damit zugleich die Erkenntnis, daß es gilt, im Volkshaushalt gleichwie im Familienhaushalt zuerst die eigene Arbeit zu stützen, und daß ein Volkshaushalt wie ein Familienhaushalt nur dann gesund bleiben können, wenn vorhandene Arbeitskräfte nicht sinnlos verschleudert werden. Die volkswirtschaftlich schädliche Wirkung fremder Einfuhr wie auch verschleudeter Kräfte und Stoffe mußten zur Forderung führen, eigene Arbeit fremder Arbeit und gute Arbeit schlechter, minderwertiger Arbeit vorzuziehen, „Deutsche Wertarbeit“ zu pflegen. Immer mehr muß anerkannt werden, daß, abgesehen von den wirtschaftlichen Folgen, mit der Übernahme fremden Volksgutes auch fremdes Wesen, fremde Art, fremder Brauch unbemerkt, zum Schaden des eigenen Volkes, eindringen. Der Stärkung eingeborener Kräfte dient auch die Weckung selbstschöpferischer Fähigkeiten, wie sie in den neuen Erziehungswegen in Deutschland Eingang gefunden hat und seit langem gepflegt wird. Der einseitigen Schulung der nachschaffenden Kräfte wird nun eine Pflege der gestaltenden Kräfte entgegengestellt, der einseitig-verstandesmäßigen Bildung eine Weckung und Förderung des ganzen menschlichen Seins, aller Kräfte des Körpers, des Geistes und der Seele in ihrer Einheit.

Eine neugewonnene Lebenshaltung muß sich in allen Lebensäußerungen offenbaren. Von dem Gesundungswillen der Frau konnte ihre Umgebung, konnten Wohnung und Hausrat nicht unberührt bleiben. Auch die Wohnung durfte nicht mehr Selbstzweck sein, sondern mußte sich der Gesundheit und den Lebensbedingungen ihrer Bewohner unterordnen — unnötiger Ballast mußte entfernt werden. Dieses Abstoßen unwichtiger Dinge führte im Verlauf zu der Gefahr — unterstützt durch die Mechanisierung auf allen Gebieten —, eine allzu große Nüchternheit zu pflegen, technische Normen auf den lebendigen Familienhaushalt zu übertragen, aus einem Wohnheim eine „Wohnmaschine“ zu machen. Die Technik aber darf nie Herr, sondern stets nur Diener sein. Den einseitig-verstandesmäßigen Forderungen nach Rationalisierung des Haushalts ist die Forderung nach Persönlichkeits- und Volkstumspflege, die Berücksichtigung seelischer Werte auch in der Wohnung entgegenzusetzen.

Daß die Mitarbeit der Frauen auf diesen Gebieten, die Berücksichtigung ihrer praktischen Erfahrungen unerlässlich ist, ist heute erfreulicherweise wieder selbstverständlich geworden. Ebenso die Überzeugung, wie notwendig es ist, das Heim wieder zu einem lebendigen Mittelpunkt des Familienlebens, als der Zelle des Staates, zu gestalten. Nur in dem engsten Kreise des Familienlebens kann sich eine Wiedergesundung des Volksebens vollziehen. Hier gilt es, die Aufgaben des Volkstums bewußt zu pflegen, in Ehrfurcht vor letzten, ewigen Werten. Frauenkultur ist untrennbar und verpflichtend mit Volkskultur verbunden.



Weltschmerz.

Lichtbild von Eugen Coubillie.

Aus dem „Deutschen Lichtbild 1933“ Verlag: Robert und Bruno Schulz, Berlin.



Die Harzwasserwerke haben mit dem Bau der etwa 200 km langen Fernwasserleitung von der Sösetalsperre bei Osterode i. H. nach Bremen ein großzügiges Arbeitsbeschaffungswerk in Angriff genommen, an dem durch Lieferung der Stahlmuffenrohre neben anderen Unternehmungen der westdeutschen Industrie auch die Vereinigte Stahlwerke A. G., Düsseldorf beteiligt ist. Unser Bild zeigt den ersten Güterwagen mit Stahlmuffenrohren von 800 mm Durchmesser beim Verlassen des Mülheimer Werkes der Vereinigten Stahlwerke.

Die Technik an der Jahreswende.

Von Fulkor.

Wirtschaftspolitik als Schrittmacher und Förderer der Technik. — Technische Glanzleistungen als Museumsstücke oder Gebrauchsgegenstände? — Vom luftleeren Raum und von frischen Winden.

Das vergangene Jahr hat Deutschland endlich die einheitliche, zielklare politische Führung gegeben, die wohl von allen erhofft wurde, wenngleich sehr viele von den Wegen zu diesem Ziele ganz falsche Vorstellungen hatten.

Schon heute läßt sich klar erkennen, daß für die Technik nicht minder als für andere Zweige unseres Kulturlebens ein neuer Zeitabschnitt beginnt. Sah die frühere politische Führungslosigkeit die Angriffe gegen die menschenverdrängende Technik gar nicht ungern, weil sie unschwer zu einem Angriff auf Industrie und Unternehmertum umgebogen und eigene Unfähigkeit dahinter verborgen werden konnte, so hat die jetzige Regierung ohne große Debatten neue große Verkehrsaufgaben angepackt, die der Technik eine Fülle von Arbeitsmöglichkeiten eröffnen. So ist es erklärlich, daß die Ingenieure und Techniker neben den neuen sachlichen Aufgaben auch große Hoffnungen setzen auf die Neugestaltung der Organisation der Menschen, die schaffend in der Technik stehen; sie ist angekündigt durch die ersten Schritte zur Bildung einer Reichskammer der Technik.

Um zu ermessen, was die einheitliche politische Führung auch für die Anwendung der Technik bedeutet, sei erinnert an das, was hier vor drei Jahren zur Jahreswende geschrieben wurde, als wir zum letzten Male das ganze Feld der Technik abzuschreiten versuchten. Da blieb zum Schluß nur das bittere Geständnis übrig: „Es ist ein etwas düsteres Gemälde, das allenthalben Ersparnisse am Lohnkonto durch Ersatz der Menschenarbeit durch Maschinenkraft zeigt, aber nirgends neue Arbeitsmöglichkeiten.“ Schon damals wurde deshalb eine neue Zielsetzung der Technik gefordert: Ernährung einer größeren Anzahl von Menschen auf eigener Scholle. Die technischen Aufgaben, die sich daraus ergeben, „können“, so wurde damals betont, „sofort in Angriff genommen werden; wir sind nicht von dem Käuferwillen des Auslandes abhängig, und es eröffnen sich ungeheure Arbeitsmöglichkeiten.“ Auf die

notwendigen Voraussetzungen war schon einleitend hingewiesen worden. Bei der Frage nach dem Unterschied zwischen privat- und volkswirtschaftlicher Bedeutung technischer Investitionen lautete die Antwort vor drei Jahren: „Diese beiden Gesichtspunkte in Einklang zu bringen, ist aber weder Aufgabe der Industrie noch der Technik, sondern der staatlichen Wirtschaftspolitik“, und weiter: „Wenn die Wirtschaftspolitik neue Wege einschlägt, was unvermeidlich erscheint, so kann sehr leicht die Jahreswende zugleich eine Zeitenwende werden.“

Was damals nur eine Hoffnung war, ist an dieser Jahreswende Wirklichkeit geworden. Heute haben wir den starken Staat, der die Führung verantwortungsfreudig übernimmt.

Schon regt es sich in allen Industriezweigen. Zwar brauchen wir einen neuen Maßstab. Ebensovienig wie man das Niveau des deutschen Theaters noch nach dem Startum beurteilt, darf man das technische Schaffen nicht mehr ausschließlich nach den Spitzenleistungen messen. Bei manchen technischen Glanzleistungen der letzten Jahre hatte der wirtschaftlich Denkende oft das beklemmende Gefühl, daß sie mehr Prachtstück für ein Museum als Gebrauchsgegenstand der Wirtschaft wären. Den heute erstrebten Fortschritt aber wird man künftig viel mehr zu sehen haben in der Schnelligkeit, mit der eine technische Leistung in einwandfreier Form durch niedrigen Preis einem möglichst weiten Kreise von Käufern zugänglich gemacht wird. Den Volksempfänger, der auf Anregung des Propagandaministeriums geschaffen worden ist, sollte sich die gesamte Technik als Wegweiser zu neuen Absatzgebieten und zu neuer Blüte dienen lassen. Schon Ende des Jahres war die dritte Serie von je 100 000 Stück vollendet! Was hätte es demgegenüber bedeutet, wenn wir von einem neuen Zealempfänger hätten berichten können, der über tausend Mark kostet und vielleicht noch nicht einmal tausend Käufer gefunden hätte!

Vielleicht wird mancher als Gegenbeispiel hier den Fernschreiber



Das Verhalten von Holz und Stahl bei Eisenbahnkatastrophen.

Bild von dem durch ein Attentat herbeigeführten Eisenbahnunglück bei Leiferde. Der nahezu unbeschädigte Stahlwagen (sogar die Fenster sind zum Teil nicht einmal gesplittert) hat den Holzwagen bis zum letzten Abteil eingedrückt und aufgerissen.

anführen wollen, den uns die Reichspost im verflossenen Jahre beschert hat. Gewiß ist im Augenblick die Zahl derer, die von der Möglichkeit Gebrauch machen wollen, mit Hilfe des Selbstwahl-Telephonsystems mit irgendeinem Telephonbesitzer ferngeschriebene Briefe zu wechseln, nicht sehr groß. Aber die Zahl der bereits vor Einführung dieser Verbesserung betriebenen Fernschreiber war doch nicht unbedeutend. Zudem aber ist es ein allgemeingültiges Gesetz, daß alles, was wächst, sich aus kleinen Anfängen entwickeln muß. Auch das gesellschaftliche, soziale Leben eines Volkes gehört zum Organischen, das diesem Gesetz unterliegt. Das Lebensfähige aber wächst auch unter vorübergehend recht ungünstigen Bedingungen weiter. Immer wieder ist daher an dieser Stelle auch auf die große Bedeutung der technisch-wissenschaftlichen Grenzgebiete hingewiesen worden. Dort bilden sich junge Zellen, ohne die der Organismus unserer Volkswirtschaft erstarren müßte; jeder Organismus lebt nur, solange er junge Zellen zu bilden imstande ist. Daß dieser Vergleich auch für die Technik mehr ist als ein schönes Bild, weiß jeder, der praktisch in der Industrie arbeitet. Allein die Anforderungen, die an die Kraftfahrzeuge für die Autobahnen gestellt werden, zwingen zu neuen Verbesserungen aller Werkstoffe, die dafür verwendet werden. Also nicht nur der Stähle, sondern auch der Bremsbeläge, des Gummis für die Reifen usw. Jeder Erhöhung unserer Verkehrsgeschwindigkeiten, ob zu Lande, auf der Schiene, auf dem Wasser oder in der Luft, muß zweierlei vorausgehen: eine Verbesserung der Werkstoffe und der Konstruktionen. Um bei dem gewählten Beispiel zu bleiben: die Bremsen, sei es nun für das Auto oder die Eisenbahn, die mit einer Höchstgeschwindigkeit von 150 Kilometer fahren soll, müssen ganz anders konstruiert sein, allein schon, um die Wärmemengen, die bei der Vernichtung der lebendigen Energie auftreten, bewältigen zu können. Daraus ergibt sich auch sofort, warum wir leichtere Werkstoffe brauchen, damit eben die lebendige Energie möglichst gering wird.

So hat uns der Versuch, zunächst nur einmal die Blicklinien zu geben, in denen sich diese Betrachtung bewegen soll, mitten hineingeführt in die geradezu überwältigende Fülle neuer Aufgaben, der sich die Technik an dieser Zeitenwende gegenübersehen.

In den letzten Jahren haben wir oft bei dem Versuch einer Würdigung einzelner technischer Neuerungen die Ansicht vertreten, daß die Verkehrstechnik den Bedürfnissen weit vorausgeeilt sei. Heute dagegen, wo durch das Programm der Reichsautofstraßen eine praktische Aufgabe gegeben ist, bietet sich ein ganz anderes Bild. Zeigt sich doch, daß viele der Konstruktionen, die im luftleeren Raum der reinen Technik fertig schienen, dem Widerstand im Luftstrom der praktischen Wirtschaft durchaus noch nicht gewachsen sind. Noch haben wir das Automobil für die Fernstraßen nicht, ja es bestehen sogar über die Formen und Anforderungen noch durchaus widersprechende Vorstellungen. Es erweist sich als ein genialer Griff, den Betrieb der Autofernstraßen auf das engste mit der Reichsbahn zu verknüpfen. Dadurch wird die seit langem in theoretischen Erörterungen behandelte Modernisierung der Eisenbahn zur praktischen Notwendigkeit. Die Interessengegensätze können sich nicht mehr in der Befürwortung oder Bekämpfung von geplanten Regierungsmaßnahmen austoben; sie müssen in schöpferischen, technischen Leistungen zum Ausgleich gebracht werden. Im Jahre 1933 bereits hat die Deutsche Reichsbahn den „Fliegenden Hamburger“ in Betrieb genommen und das Signalwesen der ganzen Strecke Hamburg-Berlin auf die höhere Geschwindigkeit von 150 Kilometer eingestellt. Zudem ist eine ganze Anzahl von verschiedenen Triebwagen-Konstruktionen bestellt worden. Einer der interessantesten davon ist der Dampftriebwagen der Firma Henschel in Kassel. Er zeigt gewissermaßen, was der Dampftechnik zu erreichen möglich ist. So hat denn auch die Reichsbahn von verschiedenen Lokomotivfabriken nunmehr Entwürfe angefordert für leichte Dampflokomotiven mit zwei Wagen für Geschwindigkeiten für 150 Kilometer. Bei diesen Fahrzeugen will man der Stromlinienform nicht mehr entraten. Daraus aber ergeben sich auch für so scheinbar nebensächliche Dinge, wie die Kupplung, neue Anforderungen; man kann nicht mehr von außen kuppeln, wenn die Bolzen in der Stromlinie des Profils liegen. Bemerkenswert ist auch, daß man an Stelle des Fliegenden Hamburgers, wenn er sich in Reparatur befand, einen FD-Zug mit nur 10 Minuten Verspätung, also fast derselben Geschwindigkeit fahren lassen konnte. Auch mit

LEICHT-RADSÄTZE 697 kg

VORTEILE

1. Gewichtersparnis **30-40%**
2. Schonung des Oberbaues
3. Ersparnis an Betriebskosten
4. Fester Radreifenlauf
5. Erhöhte Sicherheit gegen Achsbruch



NORMALRADSÄTZE 1145 kg

BOCHUMER VEREIN BOCHUM

Stahlleichtbau als Sicherheitsfaktor im Eisenbahnwesen.

Wird ein Güterzug von 60 Waggons mit Leichttradsätzen ausgerüstet, so bedeutet das eine Ersparnis an totem Gewicht von 53 000 kg. Das entspricht einem Gewicht von 2 beladenen Güterwagen und ermöglicht somit eine Frachtsteigerung bzw. Mehreinnahme an Fracht für 40 000 kg. Neben dieser Ersparnis bedeutet geringeres Gewicht aber auch bei Steigerung der Zuggeschwindigkeit geringere „lebendige“ Kraft und damit erhöhte Sicherheit bei Unglücksfällen.

einer elektrischen Lokomotive hat man mit einer Höchstgeschwindigkeit von 151 Kilometer auf der jetzt elektrifizierten Strecke München-Stuttgart den Befähigungsnachweis für den Schnellverkehr erbracht. Während die projektierten Leichtzüge in Stromlinienform nur 250 Tonnen Gesamtgewicht zu haben brauchen, wurde diese Leistung erreicht mit 400 Tonnen Gesamtgewicht und sieben D-Zugwagen, ohne Stromlinienform. In Irland hat man Triebwagenzüge in Betrieb genommen, die mit einer neuartigen Leichtbatterie von Drumm ausgerüstet sind. Diese arbeitet mit Nickel-Nickeloxydplatten in alkalischen Zinkoxyd enthaltenden Elektrolyten.

So hat man den Eindruck, daß sich im Eisenbahnwesen zur Zeit die technischen Probleme geradezu stauen, eine letzte, endgültige Form aber durchaus noch nicht gefunden ist. Praktisch wirkt sich das leider dahin aus, daß nur kleine Probebestellungen gegeben werden können. Erfreulicherweise arbeitet die Reichsbahn weiter an der Umstellung der Signalanlagen auf den Hauptstrecken für die künftige Geschwindigkeit von 150 Kilometer. Auch dem Waggonbau wird man durch den Ersatz alter Holzwagen durch neue Leichtwaggons inzwischen Arbeit geben können. Das schwere französische Eisenbahnunglück am Vorabend des Weihnachtsfestes hat die überlegene Unfallsicherheit stählerner Wagen mit erschütternder Deutlichkeit erwiesen. Der Bochumer

Verein trägt* zu diesem Stahlleichtbau wesentlich bei durch die neuen Leichttradsätze. Darin vereinigen sich drei technisch bedeutsame Neuerungen: die Hohlachse aus Chromnickelstahl, zweitens die eigenartige Radscheibe, die gewissermaßen die Vorteile von Scheiben- und Speichenrad verbindet durch die Wellung sowohl in axialer als radialer Richtung, und drittens die Radreifen aus dem hochwertigen Material der Lokomotivtradsätze. Daß wir den Leser bis zu diesen technischen Einzelheiten führen, erscheint wohl gerechtfertigt durch die Tatsache, daß ein solcher Leichttradsatz, der rund 700 Kilogramm wiegt gegenüber den 1145 Kilogramm eines Normaltradsatzes, das Vierfache an Arbeitsstunden erfordert. Höherwertige Werkstoffe, wofür der Leichtbau im Verkehrswesen nur ein Beispiel ist, bedeuten daher eine sehr wirksame Arbeitsbeschaffung. Tausend der neuen Leichttradsätze bedeuten schon 50 000 zusätzliche Arbeitsstunden! Sehr erfreulich ist daher die Tatsache, daß Holland für 40 dieselelektrische Triebwagenzüge 440 solcher Leichttradsätze bestellt hat. Zudem bedeutet diese Bestellung natürlich auch einen Vertrauensbeweis für Konstrukteur und Hersteller.

Auch der Reduktionsstahl, der von der Charlottenhütte entwickelt worden ist, kommt den Bestrebungen des Leichtbaues, z. B. durch seine Eignung für dünnwandigen Guß, entgegen. — Daß mit neuen Anforderungen des Verkehrs auch die an die Werkstoffe steigen, beweisen ferner amerikanische Waggonkonstruktionen, die ausschließlich Aluminium oder nichtrostenden Stahl verwenden. Die höheren Anschaffungskosten des letzteren sollen schon durch die geringeren Unterhaltungskosten aufgewogen werden. Zudem muß man auch berücksichtigen, daß der bisher geringe Verbrauch dieser hochwertigen Werkstoffe ein ganz wesentlicher Kostenfaktor ist. Wird durch allgemeinere Anwendung die Produktion vervielfacht, so wird sie auch wesentlich verbilligt. — Es wäre ja vertriebstechnisch viel einfacher, wenn neue Werkstoffe gerade in der Einführungszeit besonders billig sein könnten, aber das Gegenteil gehört nun einmal zu den Gesetzmäßigkeiten des organischen Wachstums. Mit entsprechendem Mehraufwand kann man das Tempo der Einführung allerdings ebenso beschleunigen, wie man das im Treibhaus bei der Pflanze erreicht, aber zur Zeit fehlen dafür in der Industrie eben die Mittel.

Nicht auf allen Gebieten der Technik sind so weittragende Umstellungen zu erwarten wie bei Eisenbahn und Auto, und das ist gut so. Wenn wir nicht über hochentwickelte Straßenbauverfahren verfügten und die technischen Hilfsmittel für die Erdarbeiten an den Autostraßen ebenso wie den Kanalbauten sehr einfach wären, hätten diese viel Menschenkräfte bindenden Arbeiten nicht mit der Schnelligkeit in Angriff genommen werden können, mit der das erfreulicherweise geschehen konnte. Die Erweiterungsarbeiten am Dortmund-Ems-Kanal haben die großen Vorteile der Spundwandisen erneut unter Beweis gestellt. Die Reichsregierung wird nicht nur den Mittellandkanal, die Verbindung vom Main zur Donau und die Neckarkanalisation sowie den Oberschlesienkanal als Großaufgaben zu Ende führen, sondern auch die Verbindungen zu den Seehäfen verbessern. Der moderne Wasserbau weiß den Stahl als Baustoff durchaus zu schätzen, so daß von dieser Seite her eine erfreuliche Belebung des Absatzes zu erhoffen ist. Die Wasserleitung, die Bremen mit Trinkwasser aus dem Harz versorgen soll, hat dem Großrohrverband Aufträge gebracht, die etwa einer Jahresquote entsprechen!

Nicht auf allen Gebieten zeichnet sich der neue Aufgabenkreis bereits so deutlich ab, wie in der Verkehrstechnik. Das bedeutet aber nicht etwa, daß die übrigen Aufgaben geringer wären. Eher ist das Gegenteil richtig. Die Reichsregierung hat klar zum Ausdruck gebracht, daß sie den heimischen Bodenschätzen besondere Aufmerksamkeit und Förderung angedeihen lassen wolle. Das wird sich nicht nur bei den Erzen und ihren Aufbereitungsverfahren auswirken, sondern auch bei allen Bestrebungen, die Erzeugung heimischer Triebstoffe zu fördern. Deshalb wird man den Fortschritten der Chemie besondere Bedeutung beizumessen haben. Die angestrebte Befundung der Landwirtschaft wird aber wohl auch der Einführung von zahlreichen technischen Neuerungen für die Landwirtschaft einen günstigen Boden bereiten. (Diese Probleme wird die Fortsetzung dieses Aufsatzes behandeln.)

* In enger Zusammenarbeit mit der „Waggonfabrik Uerdingen“.

Holzauktion und hüttenmännisches Examen vor hundert Jahren.

Aus den Erinnerungen eines alten Hüttenmannes.

Im Jahre 1895 starb zu Ilfenburg am Harz der Hütteninspektor Eduard Schott, dessen Name mit dem Eisenkünstguß in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts aufs engste verknüpft ist. Er hatte es verstanden, die Formverfahren derart zu verbessern, daß er durchbrochene Empfehlungskarten gießen konnte, die nicht stärker als ein Kartenblatt waren. Als ein Kunde bei ihm anfragte, mit welcher Schärfe man wohl ein vorhandenes Modell in Gußeisen nachzubilden vermöge, schrieb Schott die Antwort mit etwas verdickter Tinte auf ein Blatt Papier, goß dieses ab und sandte den Abguß, der die etwas erhabenen Schriftzüge vollständig leserlich wiedergab, als Antwort und Probe an den Fragesteller ab. Schott war es, der den Ilfenburger Eisenkünstguß in aller Welt bekannt machte. Neben dieser praktischen Tätigkeit fand auch die literarische Arbeit Schotts große Anerkennung. Er schrieb zahlreiche Aufsätze über das Gußeisen und weiter ein kleines Buch über „Die Kunstgießerei in Eisen“, das viel Beachtung gefunden hat. Auch hat Schott als einer der ersten auf die Bedeutung der mikroskopischen Untersuchung des Eisens hingewiesen.

Schott wurde im Jahre 1808 in Eesfen im Braunschweigischen geboren und übernahm im Jahre 1826 die Stelle eines Hüttengehilfen auf dem Eisenwerk zu Call in der Eifel, wo er auf Veranlassung seines Großonkels C. Trenelle, der sich um die Begründung von Gewerkschaften im Rheinland besondere Verdienste erworben hat, durch den Hüttenverwalter P. H. Schrupp als Eisenhüttenmann ausgebildet werden sollte. Später studierte Schott auf der Technischen Hochschule zu Braunschweig, machte die hüttenmännische Staatsprüfung und trat dann in die Dienste des Fürsten zu Stolberg-Wernigerode, um die Leitung der Ilfenburger Gießerei zu übernehmen, wo er die Eigenart seiner Begebung frei entfalten konnte.

Aus der Zeit seiner praktischen Ausbildung in der Eifel hat Schott Erinnerungen geschrieben, die einmal die Holzversorgung der Holzkohlenhochöfen betreffen und zum andern ein hochnotpeinliches Examen, das über jeden Hüttengehilfen verhängt wurde, und durch das er seine Fähigkeiten beweisen mußte.

„Die Eifel lag damals vom Weltverkehr weit ab. Chaussees existierten nicht, und Reisen nach der Eifel konnten nur zu Fuß oder zu Pferde unternommen werden. So wurde am 2. Dezember 1826 von Saarn aufgegeben. Gegen Abend war man in Köln. Am folgenden Morgen früh wurden wieder Pferde bestiegen, und es gelang, in zehner Stunden die Reise bis Cochem zurückzulegen, wo übernachtet wurde. Am andern Morgen, jenem 4. Dezember, langten wir endlich in Call an. Jetzt würde man zu derselben Reise soviel Stunden wie damals Tage gebrauchen.

Das erste war, daß wir ins Hüttenwerk gingen, in dem mir vieles auffiel, was ich anderwärts, namentlich im Harze, nie gesehen hatte. Dann begaben wir uns mit einigen Hüttenmeistern (Richard Poensgen und Leclerc) zu dem Olligschlägerschen Gasthause, wo sich schon mehrere andere Hüttenmeister eingefunden hatten. Es sollte eine Vereinbarung sämtlicher Hüttenmeister zum gemeinschaftlichen Holzankauf geschlossen werden. Im allgemeinen herrschte unter den Hüttenmeistern ein ziemlich geistvoller Ton. An Kleidung und Benehmen konnte man aber an denen, welche nicht etwa durch Militärdienst oder früheres Zusammensein mit Menschen von höherer Bildung einen modernen Anstrich erhalten hatten, den großen Reichtum, welchen sie besaßen, nicht erkennen. Die Kontinentalsperrung hatte diese einfachen, früher selbst arbeitenden Hüttenleute zu Hüttenmeistern und reichen Handelsherren gemacht.

Da ich der ganzen Verhandlung beiwohnen hatte, konnte ich den Wert der zu treffenden Vereinbarung, das in den königlichen Auktionen und sonst ausgebotene Holz gemeinschaftlich anzukaufen und dann nach Lage der Werke unter sich zu verteilen, begreifen, erstaunte aber über die hohe Summe, die die vereinigten Hüttenmeister für das zu ihrem Betrieb nötige Holz aufzubringen hatten.

Nach Beseitigung vielfacher Einwendungen und immer erneutem Eingehen auf die einzelnen Punkte der Verhandlungen wurde endlich die Sitzung um 11 Uhr nachts geschlossen, und mehrere, unter denen sich auch meine Wenigkeit befand, erhielten die Statuten zum Abschreiben. Um 12 Uhr war alles beendet, und nun ging man zu Tisch, an dem sich mehrere nicht zu den Hüttenmeistern gehörende Personen, ein wie ein Bauer aussehender Baron und ein sehr vorlauter, sehr ungern gesehener Forstbediensteter, beteiligten. Letzterer schrieb so, daß man sein eigenes Wort nicht hören konnte. Um ½1 Uhr wurden in einem Nebenzimmer die Statuten



Eduard Schott.

von den anwesenden 25 Hüttenmeistern unterzeichnet. Ein Hüttenbesitzer geistlichen Standes, Kanonikus Eilars, dem man das Geistliche allerdings nicht ansehen konnte, hatte sich vorher nach seiner Hütte Eiferlei fortgemacht. Um das eigentlich Verhandelste vor Unbefugten, namentlich dem Forstbeamten, zu verbergen — denn die Vereinbarung schadete doch dem Fiskus, dem das Überbieten der Hüttenmeister untereinander auf den Auktionen sonst zugute gekommen wäre —, wurde von meinem Onkel die Sache als eine vereinbarte Bitte an den Landstand in Düsseldorf dargestellt, um die Abgaben für die mageren Eiseler Nähe gegen die fetten des Bergischen Landes zu ermäßigen.

Das so für die Erwerbung in Aussicht genommene Holzquantum deckte aber doch nicht den ganzen Bedarf. Für die Caller Hütte z. B. war noch ein nicht unbedeutendes Quantum Kohlen nötig; der Versuch, in der Nähe von Montjoie aus den Eichen- und Eichenhölzungen den Bedarf zu decken, mißlang, und es mußten Holzankäufe in ferner gelegenen Gegenden, in der Nähe von Altenahr, gemacht und dort eine Verkohlung vorgenommen werden.

Der Hüttenverwalter Schrupp und ich begaben uns anfangs November dahin, und es gelang uns auch, da die Wege eine sofortige Abfuhr der Kohlen nicht zuließen, von einigen Bauern Räume zu mieten und die Kohlen darin einzuschauern, um sie bei besseren Wegen, die wir von dem Winter erhofften, abholen lassen zu können.

In dem so schönen, hochgelegenen Altenahr, um das sich in mehrfachen Windungen die Ahr schlängelt, und von dem man eine überraschende Aussicht ins Ahrthal genießt, war gerade Weinkirmes, und es gab dort gar viel lustige Leute. Alt und jung tranken jungen Wein aus Lässen, der sehr unschuldig schmeckte, aber doch sehr aufheiterte.

Nachdem die Kohlen sämtlich untergebracht waren, wurde die Rückreise von Altenahr aus angetreten. Der Weg führte über den hohen Mischelsberg nach Münsterfeld. Aus dem der Entfernung nach nur kurzen Ritten wurde eine lange Reise, denn wir verirrt uns im Nebel und kamen, uns ganz unseren Rossen überlassend, erst vierundzwanzig Stunden später, als wir gehofft hatten, an und nicht ohne manche Gefahr für Leben und Gesundheit beizukommen.

Die Vereinbarung der Hüttenmeister zum gemeinschaftlichen Ankauf des Kohlholzes hatte durch das Geheimnis, in das dieselbe der Regierung gegenüber gehüllt werden mußte, einen eigenen Reiz, namentlich für einen jungen Menschen. Das Romantische der Sache trat noch mehr hervor, als der Präsident, Reinhard Poensgen, durch ein geheimnisvolles Zirkular die Beteiligten zu einer Versammlung zur Verteilung der für die Gemeinschaft angekauften Hölzer einlud, die in dem einsam gelegenen Kloster Steinfeld, deren Besitzer zu den Verschworenen gehörten, da sie auch ein Hüttenwerk besaßen, spät in der Nacht stattfinden sollte, und wobei besondere Vorsicht in bezug auf Bewahrung des Geheimnisses an Herz gelegt wurde.

Das Kloster bewohnten nur einige Personen. Die beiden Besitzer waren der frühere Bäcker und Pförtner desselben, die dasselbe von einem französischen General, dem es von Napoleon geschenkt worden war, zu einem sehr billigen Preise gekauft hatten. Die Sage ging, daß sie die ganze Kaufsumme allein durch den Verkauf der damals sehr wertvollen bleiernen Dachrinnen wiedergewonnen hätten.

Das Kloster war eine ehemalige Prämonstratenserabtei und schon früh von Bedeutung. Im Jahre 1121 wird bereits in einer Urkunde von Erzbischof Friedrich von Köln die Stiftung des Klosters bestätigt.

Also in dem alten Kloster Steinfeld sollte die heimliche Versammlung abgehalten werden. Es war Winter, der Schnee fußhoch, so daß zur Reise nur Schlitten benutzt werden konnten. Diese Schlitten gehörten zur primitivsten Art, ein Bund Stroh genügte zum Sitz. Von allen Seiten kamen aus der Dunkelheit die Verschworenen den Berg geräuschlos heraufgefahren, und es wurde spät, ehe alle versammelt waren.

Die Versammlung leitete der Präsident Reinhard Poensgen von Eschleiden. Mein Onkel war nicht zugegen; er wurde durch den Hüttenmeister Schrupp vertreten.

War die Vereinbarung in Call recht schwer zustande gebracht worden, so stellten die verschiedenen auf die Lage der Werke gegründeten Ansprüche der einzelnen Hüttenmeister der Vereinigung über die Verteilung noch viel mehr Schwierigkeiten entgegen. Durch die sehr geschickte Leitung der Verhandlung durch den Vorsitzenden kam dieselbe indessen glücklich zustande, und das Gelingen wurde durch einen frischen, fröhlichen Trunk gefeiert.

* Braunschweig, Fried. Vieweg & Sohn 1873.

Es würde das Zusammentreten der Hüttenmeister zu einem gemeinschaftlichen Unternehmen und namentlich die Verteilung des gemeinschaftlich angekauften Holzes vielleicht unmöglich gewesen sein, wenn sie nicht noch unter dem Banne des alten Zunftgeistes gestanden und sich den Anordnungen eines Zunftmeisters als gegliederte Korporation bereitwillig unterworfen hätten.

Wie tief dieser Geist die Glieder der ganz unbewußt noch geltenden Hüttenzunft beherrschte, mag folgende Beschreibung meiner Aufnahme in dieselbe zeigen:

Es war die Holzauktion der königlichen Forstbehörde zu Gemünd herangekommen, zugleich fand an demselben Tage Militäraushebung statt. Zu letzterer waren die Offiziere, der Landrat, sämtliche Bürgermeister des Kreises, zu ersterer die königlichen Forstbeamten, die Hüttenmeister in pleno (obgleich doch nur zum Schein, da einer allein für alle kaufen mußte) erschienen. Es war eine zahlreiche Versammlung in demselben Lokale, dem Gasthause von Messerschmidt. Nach abgehaltener Auktion, die unter starkem Kopfschütteln der königlichen Forstbeamten geschlossen wurde, und nachdem die militärischen Aushebungen vorgenommen waren, versammelten sich alle Beteiligten im großen Saale. Noch sehe ich den langen, schmalen Raum vor mir, der kaum alle Gäste fassen konnte.

Es war Nachmittag und noch heller Tag, als der Versammlung von dem Senior der Hüttenmeister, dem ehrwürdigen Peter Jacob Bastian, eröffnet wurde, es solle zur Begehung einer sehr feierlichen Handlung im Beisein sämtlicher Herren geschritten werden.

Hierzu erscheine es zuvörderst dringend nötig, die Fensterladen zu schließen. Nach allseitiger Genehmigung wurden die Laden, es waren bei der geringen Breite des Saales nur wenige, geschlossen und brennende Kerzen zur Vertreibung der unzeitigen Dunkelheit herbeigebracht. Ich war nicht wenig gespannt, zu erfahren, was dies alles zu bedeuten habe, nicht ahnend, daß ich als eine Hauptperson dabei mit figurieren sollte.

Der alte Peter Jacob trat nun vor einen am schmalen Ende des Saales

unter den verdunkelten Fenstern aufgestellten Tisch, ließ auf denselben zwei Stühle stellen und führte zwei junge Damen, eine rechts, eine links an die schmalen Tischseiten.

Nun wurde von ihm der Versammlung weiter eröffnet, daß sich in ihrer Mitte zwei junge Hüttenleute befänden, die jetzt vor der Hüttenmeisterversammlung eine Probe ihres Wissens abzulegen und zur Aufnahme in die Hüttenzunft sich würdig zu zeigen hätten. Es wären die anwesenden beiden Hüttenleute, Fingerhut von Eiserlei und Schott von Call.

Dieselben hätten sich zum vorzunehmenden Examen auf den Tisch zu begeben und auf die dort aufgestellten Stühle zu setzen.

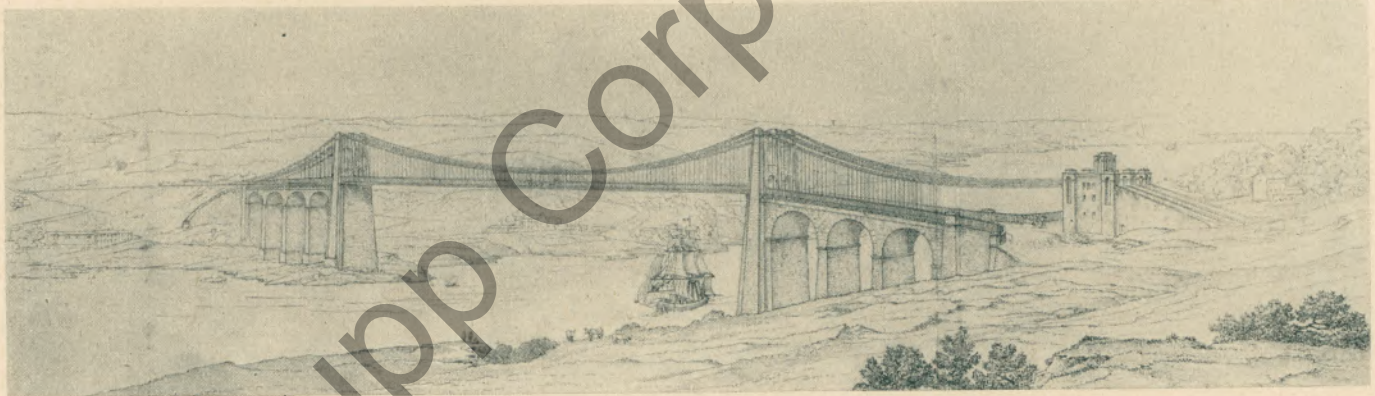
Zu meiner Assistenz befand sich an meiner linken Seite unter mir die Tochter des Wirts, Fräulein Messerschmidt, die ich nach dem Verlaufe von zwanzig Jahren als die Gattin des Oberingenieurs Chillingworth in Braunschweig wiederfinden sollte. Mit viel größerem Zittern und Zagen als bei dem mehrtägigen, sieben Jahre nachher stattfindenden Examen zu meinem Eintritt in herzoglich braunschweigische Dienste erkletterte ich den Tisch und setzte mich, der so ernsten Aufforderung Folge leistend, an die Seite meines noch viel ängstlicheren Kollegen.

Das Examen begann und bestand in Fragen über den Eisenhüttenbetrieb, den Hochofen, die Frischfeuer und über die Kennzeichen des Eisens. Nachdem alles zur Zufriedenheit beantwortet, folgte die feierliche Erklärung des Peter Jacob Bastian, daß wir nach einstimmigem Urteil der Hüttenmeister uns zur Aufnahme befähigt und genügendes Wissen bekundet hätten, worauf die Aufnahme zu Protokoll erklärt, unterschrieben und von allen unterzeichnet, auch einem jeden von uns beiden ein Exemplar überreicht wurde.

Noch jetzt sehe ich mit tief bewegtem Herzen die auf dem Protokoll vermerkten Unterschriften: Pet. Jac. Bastian, H. W. Poensgen, Heinrich Christ. Peiper, J. P. Peuchen, E. Gostw. Schöller, Paul Franz u. a.

Verhandlungen des Vereins z. Beförd. d. Gewerbfleißes 56 (1877) II, S. 111—115. Stahl u. Eisen 15 (1895), S. 286—288.

Technische Gedenkstage.



Nach einer Zeichnung von Schinkel.

Aus „Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen 1828“.

Die im Jahre 1826 erbaute Hängebrücke über die Meerenge von Menai.

30. 1. 1826 wurde die Hängebrücke über die Meerenge von Menai dem Betrieb übergeben. Dieses gewaltige Brückenwerk wurde von dem damals bekannten Brückenbauer Thomas Telford entworfen und ausgeführt. Die gesamte Länge der Brücke beträgt 171 Meter, die Höhe der Fahrbahn über dem Wasserspiegel rund 30 Meter. Mit den Sprengarbeiten wurde bereits im Jahre 1819 begonnen. Die Maurerarbeiten waren bis zum Jahre 1825 fertig, und im April dieses Jahres begann man mit dem Aufhängen der ersten Kette. Im September 1825 legte man die ersten Bohlen für die Fahrbahn. Die obige Abbildung ist einer Zeichnung Schinkels nachgebildet, der die Brücke im Jahre 1826 an Ort und Stelle abzeichnete. (Diese Zeichnung stellte seinerzeit die erste öffentlich bekannt gewordene Abbildung der Brücke in Deutschland dar.)
8. 1. 1825 wurde zu Paris Henry Jacques Giffard geboren. Seine Jugendzeit fiel in die Frühzeit der Eisenbahnen. Mit siebzehn Jahren trat er in eine Eisenbahnwerkstätte ein und wurde bald Lokomotivführer. Aber Giffards Ideen gingen von den erdgebundenen Fahrzeugen weg in das Luftmeer. Schon frühzeitig begann er seine Beschäftigung mit der Luftfahrt. 1852 trat er zum ersten Male mit Plänen eines Lenkballons an die Öffentlichkeit. Bei einer Länge von 44 Meter hatte das Luftschiff einen Rauminhalt von 2500 Kubikmeter. Die Dampfmaschine, die Giffard in dieses Luft-

schiff einbaute, entwickelte 3 Pferdestärken und wog einschließlich Kessel nur etwa 160 Kilogramm. Der erste Aufstieg (1852) führte ihn bis zu 1500 Meter Höhe. Giffard konnte zwar gegen den Wind nicht aufkommen; es gelang ihm aber, den Ballon beträchtlich aus der Windrichtung zu steuern. Ein im Jahre 1855 gebautes Luftschiff hatte nur eine kurze Lebensdauer; es stürzte ab, ohne daß allerdings den Insassen irgend etwas geschah. Giffards Pionierarbeit auf dem Gebiet der Lenkluftschiffahrt ist unbestritten. Erfolgreicher aber war er auf dem Gebiete schnelllaufender Dampfmaschinen. Diese Beschäftigung führte ihn auch endlich zu seiner größten Erfindung, der Dampfstrahlpumpe. Seiner Liebe zur Luftschiffahrt blieb er aber auch späterhin treu und baute im Jahre 1867 seinen ersten Fesselballon für die Pariser Weltausstellung, und zur Weltausstellung von 1876 wagte er es sogar, einen Fesselballon von 25 000 Kubikmeter Inhalt in Betrieb zu nehmen. — Giffard war ein einfacher Mensch und ist es zeitlebens geblieben, auch später, als er durch die Erfindung der Dampfstrahlpumpe Millionär geworden war. Mit eben demselben Gleichmut ertrug er daher auch den Verlust von 700 000 Fr., den ihm ein Fesselballon verursachte, der für die Londoner Ausstellung gegen Ende der sechziger Jahre bestimmt war.

Jahade.

I/42

Die Rundschau

Monatliche Auslese besonders beachtenswerter Aufsätze
aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.



Lichtbild: Debus.

Kohlentransportbahn der Ende 1933 wieder in Betrieb genommenen Steinkohlengrube
„Friedlicher Nachbar“ (Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft).

Herren- und Holzkarren von Anno dazumal.

Alltagsnöte der rheinisch-westfälischen Kohlenverfrachtung im 18. Jahrhundert.

Von Otto Pennekamp, Wuppertal-Barmen.

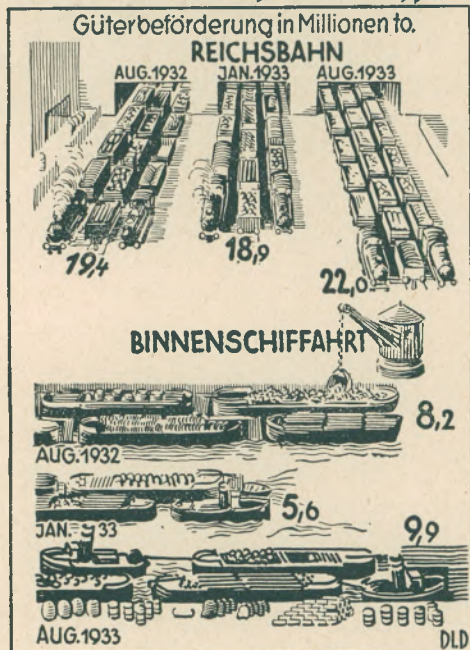
(Aus der Zeitschrift „Meine Heimat“, Düsseldorf.)

Die Bergwerksverwaltungen und die Kohlenhändler des rheinisch-westfälischen Industriegebietes dürften die Schwierigkeiten in der Kohlenverfrachtung während der Kriegs-, Inflations- und Besetzungszeiten kaum vergessen haben. Verspätete Wagengestellungen, Mangel an Laderaum und Ladekräften, unpünktliche Beförderungszeiten und dergleichen gehörten in diesen Leidensjahren zur Tagesordnung. Diese hoffentlich für immer verschwundenen Missetaten waren damals für die beteiligten Kreise nicht zu unterschätzen; es bedeutet immerhin einen schwachen Trost, zu wissen, daß auch in der sogenannten „guten alten Zeit“ die besonderen Alltagsnöte in der Kohlenverfrachtung bekämpft und überwunden werden mußten. Darüber befehrt ein Reglement, das Freiherr von Heintz „auf Seiner königlichen Majestät allergnädigsten Spezial-Befehl“ in Berlin am 2. Oktober 1788 signiert hat. Dieses Reglement gibt Anweisung an das Bergamt, „wie es künftig mit den Herren- und Holzkarren wie auch Anfahren der Bergleute im oberen Blankenstein und

Wetterschen Revier zu halten sei“. Dieses würdige Dokument ist uns in alten Wuppertaler Geschäftsakten erhalten geblieben — die Vorfahren des Besitzers waren an verschiedenen Zechen beteiligt —, und es soll einer kurzen geschichtlichen Betrachtung unterzogen werden.

Zum besseren Verständnis muß gesagt werden, daß in den Zeiten, wo Eisenbahn und Auto unbekannte Dinge waren, der Transport von Kohlen auf zweierlei Art bewerkstelligt wurde. Der einfachste und den damaligen Verhältnissen entsprechend leichteste Kohlentransport vollzog sich mittels Pferdefuhrwerke. Da aber die Wegeverhältnisse sehr zu wünschen übrigließen und die Fuhrwerke auf langen Strecken und bei schlechten Witterungsverhältnissen großen, mitunter unüberwindlichen Schwierigkeiten begegneten, verzichtete man vielfach auf die Kohlenkarre, und es wurden Pferde, Maultiere und Esel als Tragtiere benutzt. Die Kohlenbeförderung geschah derart, daß man den Tieren drei gefüllte Kohlenfässer, einen auf dem Rücken, einen auf der rechten und einen auf

Güterverkehr wächst!



der linken Sattelfseite auslad, je fünf oder sechs der Tragtiere unter Aufsicht eines Treibers zu einer Kolonne zusammenstellte und auf diese Weise die Kohlen dem Bestimmungsort zuführte. Die Kohlentreiberwege sind im Ruhr-, Rhein-, Wupper-, Sauerländer und Siegerländer Gebiet zum Teil noch erhalten, und dem Kenner dieser eigenartigen Kohlentransportwege beleuchten sie die Räte, die die damaligen Treiber auszustehen hatten. Denn auch diese Wege waren alles andere als ideal, sie ließen oft nur für das Durchtreiben einzelner Tiere Platz, verliefen sich in finsternen Wäldern als Hohlwege, mußten kleineren oder größeren Wasserläufen folgen und diese zum Teil überqueren; Bäume, Wurzelwerk, Steine, Eis und Schnee im Winter bildeten große Hindernisse. Kurz und gut: das Leben der Treiber und ihrer Tiere war erfüllt von Schwierigkeiten aller Art. Kein Wunder, wenn diese Kohlentreiber im Verein mit den Kohlenfuhrleuten große Sorgen hatten, ihre Lasten am Ladeort rechtzeitig in Empfang nehmen zu können, da sie nie wußten, zu welcher Zeit der Bestimmungsort erreicht werden konnte; die Wegehindernisse erzeugten sich als unberechenbar.

Aber an der Empfangsstraße tauchten neue Schwierigkeiten auf, denn die aus allen vier Himmelsgegenden zusammengekommenen Kohlenfuhrleute und Treiber mußten oft Schlange stehen. Dazu kam, daß die Zechenbesitzer einer bevorzugten Behandlung ihrer eigenen Kohlentransporte „außer der Reihe“ Geltung zu verschaffen wußten. Das gleiche Recht wurde den Holzfahrern eingeräumt, die auf der Hinfahrt Abbauhölzer geladen hatten. Diese Holzladungen wurden aber häufig nur pro forma ausgeführt, es kamen nur einige wenige Holzstücke zur Verladung, nur um bevorzugte Abfertigung auf dem Zechenplaze zu erreichen. Diesen Unbillständen begegnete die königliche Regierung durch das besagte Reglement:

„Da bisher gebräuchlich gewesen, daß die Gewerke im obren Blankenstein- und Wetterischen Revier auf jeden Schacht täglich zwei Karren Kohlen unter dem Namen Herren Karren vorgeladen, hierunter aber verschiedene Mißbräuche vorgegangen, und die Kohlenfuhrleute zu Klagen bewogen worden, So wird zur Abstellung derselben und Einführung einer besseren Ordnung, wodurch sowohl die Gewerke in Ansehen ihres gebabten Vorzugs-Rechts ohne Grund nicht gekränkt, als das Publicum im Kohlen-Commercio nicht gestört werden, hierdurch ein vor alle mahl festgesetztes und verordnet:

1. Sollen Gewerke anstatt der bisherigen zwei Karren auf jeden Schacht nur eine vorladen, ohne Rücksicht auf den davon zu machenden Gebrauch.

2. Diese sogenannte Herren-Karre Kohlen soll von dem Unterschichtmeister in jeder Schicht vorab auf der Halde gestürzt werden, damit die Fuhrleute und Treiber sich darnach richten, und in ihrer Ordnung, wie sie gekommen, demnächst laden können, ohne daß ein Gewerke dazwischen komme und Aufenthalt verursache.

3. Wenn die hingestürzte Herren-Karre Kohlen des nehmlichen Tages nicht abgeholt wird, bleibt dieselbe bis des folgenden Tages und so weiter liegen und darf der Unterschichtmeister bei Cassations-Estrafe keine andere Karre wieder hinstürzen lassen, bis die vorige abgefahren worden.

4. In Ansehung der Holzkarren, welche gleich denen der Gewerke zum Kohlenverladen den Vorzug haben, ist nicht weniger bemerkt, daß

damit Unterschleife vorgegangen, indem viele bloß deshalb nur einige Bergbau-Hölzer bringen, um gleich vorladen zu können. Diesen Mißbrauch nun zu hemmen, wird denen Schichtmeistern gleichfalls bei Cassations-Estrafe unterzaget, keinen Holzfuhmann vorladen zu lassen, welcher nicht eine volle Fracht Holz mitgebracht.“ —

Auch Estrafen sind gegen Gesetzesübertreter vorgeesehen worden. Die hohe Obrigkeit verordnete nämlich in dem Reglement, daß die Gewerke ihres Herren-Rechtes verlustig gehen konnten und obendrein noch zehn Reichstaler Estrafe zu zahlen hatten, falls sie einen Verstoß gegen diese Verordnung unternahmen. Die Fuhrleute und Treiber wurden ebenfalls mit zehn Reichstaler im Übertretungsfalle bestraft. Bei finanziellem Unvermögen mußten die freibehaltenen Fuhrleute und Treiber eine Gefängnisstrafe von drei Tagen bei Wasser und Brot im Wetterischen Turm auskosten.

*

Germanische Mädchenkleidung vor dreitausend Jahren.

Aus „Die Frau und ihr Haus“, Köln.

Der vor einiger Zeit in Egtved, nördlich vom Kreise Hadersleben, an der alten dänisch-preussischen Grenze, zutage geförderte Totenbaum mit wunderbar erhaltenen Überresten eines Germanenmädchens im Alter von achtzehn bis fünfundzwanzig Jahren hat überall dort, wo die näheren Umstände bekanntgeworden, größtes Aufsehen erregt. Es brachte der Fund den wissenschaftlich einwandfrei gesicherten Beweis, daß es vor dreitausendfünfhundert Jahren, in der Bronzezeit, Germanenmädchen gegeben, die sich nicht nur kleideten, wie es vor wenigen Jahren noch gar nicht besonders aufgefallen, sondern die auch „Bubikopf“ trugen und Nagelpflege übten.

Wir haben aus der Bronzezeit ja schon früher sehr merkwürdige und aufschlußreiche Funde gemacht, die dadurch möglich geworden, daß die germanischen Menschen jener Tage den Brauch hatten, ihre Verstorbenen in eichenen Baumsärgen, sogenannten Totenbäumen, zu bestatten. Die Leiche wurde in eine Rindsaut gewickelt und der Baumsarg mit einem mächtigen Schutzdeckel versehen. Durch die aus dem Eichenholz sich entwickelnde Gerbsäure erhielten sich nicht nur die sonst leicht zerstörbaren Teile der Körper, wie Kopshaare, Nägel und Haut, sondern auch Bekleidung und Schuhhülle auf das wunderbarste. Man hat da Funde gemacht, von denen zu erzählen fast unglaublich klingen mag; aber die Nachrichten sind von ernsthaften Gelehrten verbürgt und ein Zweifel gar nicht möglich.

Bekannt geworden ist ein Fund aus einem Grabhügel bei Narhus in Dänemark. Die germanische Frau der älteren Bronzezeit hat nach ihm auf dem Kopfe ein kunstvoll angefertigtes Haarnetz getragen, mit dem der Haarknoten im Nacken festgehalten wurde. Mit einem Haarkamm, der Verzierungen und Durchbrechungen zeigte, war der Vorderkopf geschmückt. Das Kleid bestand aus einer Jacke aus rotem Zeug, das den Unterarm für den Bronzeschmuck frei ließ. Man fand einen faltenreichen, langen Rock, der durch einen Gürtel, mit kunstvoll gearbeiteten Quasten an den Enden, um den Leib gehalten wurde. Die Kleidungsstücke waren aus Schafwolle gemacht, die dunkelbraune oder schwarze Farbe aufwies. Einen wesentlichen Bestandteil dieser Tracht bildete der sehr reichhaltig verwendete Schmuck aus Bronze: Ohrringe, Halsringe, Armreifen und eine Art Brosche, die, reich verziert, mitten auf dem Leib getragen wurde. Dieser glänzende Zierat belebte das sonst etwas düster wirkende Gewand. Wenn es sich bei diesem Fund wohl auch um eine besonders wohlhabende Frau handeln mag, berührt es immerhin merkwürdig, bei ihrer Kleidung nicht allzuviel Unterschiede von der der Bauersfrau unserer Tage zu finden.

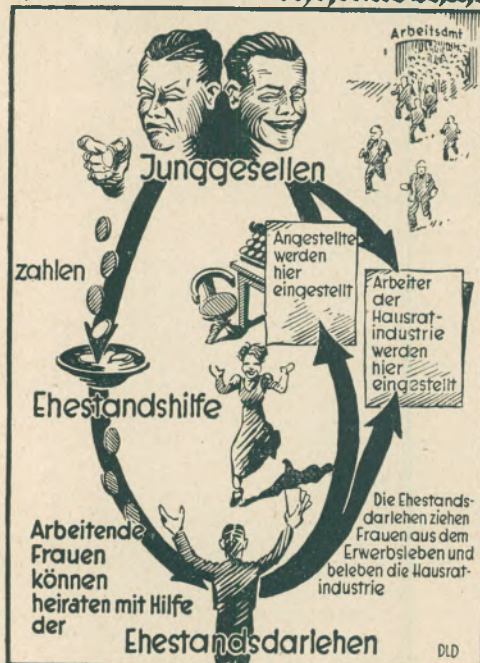
Wesentlich anders war die Erscheinung des Germanenmädchens von Egtved, von dem nun im folgenden erzählt werden soll.

Unserem Bericht liegt die von Fris Buhl in der Zeitschrift „Kosmos“ (Oktoberheft 1932) bearbeitete Fundschilderung von Professor Thomsen aus Kopenhagen zugrunde, der als Museumsinspektor den Eichenfarg geborgen und dessen Inhalt sofort photographisch aufgenommen hat. Bei diesem Funde war es das erstmal möglich, eine fachverständige Untersuchung und Prüfung mit allen Mitteln der Wissenschaft sofort vorzunehmen. Das ist außerordentlich wichtig, denn jede Lageveränderung und auch der vorsichtigste Transport zerstören gewöhnlich die ausgegrabenen jahrtausendealten Überreste bis zur Unkenntlichkeit.

Die Tote war, wie man hier gefunden, an einem Sommertag zur Ruhe bestattet worden, was Reste von blühenden Blumen, die man ihr mit ins Grab gelegt hatte, bezeugten. Der Sarg zeigte noch die deutlichen Spuren der Art, mit der er gezimmert worden war. Der Grabhügel, unter dem er verborgen stand, war mit feuchter Erde, die man aus einer moorigen Wiese geholt hatte, überwölbt worden, um so die Haltbarkeit des Sarges und seines Inhaltes zu erhöhen. Als er geöffnet wurde, sickerte noch das schwarze Moorwasser hervor. Alles war ungestört geblieben. Die Tote lag noch so in ihrem Sarge, wie man sie vor nahezu dreitausendfünfhundert Jahren hineingelegt hatte; und alle organischen Bestandteile des jungen Menschen und seiner Bekleidung waren beinahe unberührt geblieben.

Einem besonderen Glücksfall war das zu verdanken. Konservierend hatte in diesem Fall nicht nur die aus der Eiche sich entwickelnde Gerbsäure

Die 2 Seiten der Ehestandshilfe



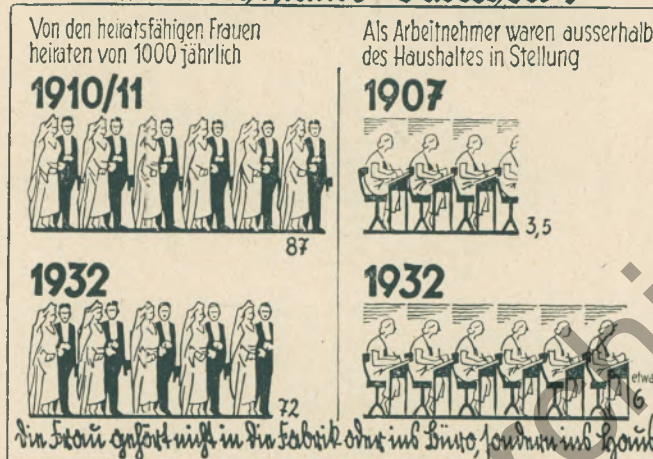
Die Bedeutung der Ehestandsdarlehen.

Zum erstenmal sind Maßnahmen eingeleitet worden, um die Frau ihrem eigentlichen Tätigkeitsfeld, der Hauswirtschaft, wieder zuzuführen. Von ausschlaggebender Bedeutung ist dabei die Förderung der Geschließung. Nach einem einfachen und wohl durchdachten Plan wird dabei vorgegangen. Die Unberheirateten werden zur Zahlung einer Ehestandshilfe herangezogen. Der Ertrag wird verwendet, um Ehestandsdarlehen zu gewähren. Das Ziel dieser Maßnahmen ist, Frauen aus Geschäft und Werkstatt herauszunehmen und sie der Hauswirtschaft und der Familie zuzuführen. Ihre Arbeitsplätze können von Männern eingenommen werden. Daß dieser Erfolg eintritt, ist durch eine Reihe geschickt angeordneter Einzelbestimmungen sichergestellt. So unter anderem: die Ehefrau muß berufstätig gewesen sein; sie muß sich verpflichten, von der Geschließung an keine Stellung mehr anzunehmen. Das Ehestandsdarlehen wird in Form von Bedarfdeckungsscheinen gewährt. Diese Bedarfdeckungsscheine können nur zum Einkauf der notwendigen Wohnungseinrichtung verwendet werden. Man kann dafür Möbel und Hausgerät kaufen, aber nichts anderes. Das bedeutet: eine wichtige deutsche Industrie erhält zusätzlich Aufträge und kann mehr Arbeiter einstellen.

gewirkt, sondern der moorige Boden hatte das seine dazu beigetragen. Der in früherer Zeit an dem Grabplatze gestandene Sichwald half mit, den Leichnam zu erhalten.

Nach dem Berichte des Forschers war der Leichnam des jungen Mädchens, wie üblich, in eine Rinderhaut eingewickelt worden, die oben doppelt lag. Von dieser Rinderhaut hatten sich nur die Haare erhalten, alles übrige war ausgezehrt. Dagegen ist von dem Leichnam selber die äußerste Körperhülle, also die menschliche Haut, vollständig erhalten, und nicht nur die Haut, sondern auch die Kopfhaare, die Finger- und Fußnägel. Das Mädchen war blond und schlank von Wuchs, offenbar Kind vornehmer Leute. Ihre Kleidungsstücke befinden sich, wie auch unsere Abbildungen, die nach der photographischen Aufnahme von Professor Thomson gemacht, bezeugen, in so gutem Zustande, daß wir uns aus ihnen zum ersten Male ein zuverlässiges Bild von der Tracht eines vornehmen Germanenmädchens machen können. Wir sehen, daß diese Kleidung gar nicht einmal so weit von der Tracht unserer Tage abweicht. Sie ist nur rauer im Stoff, und natürlich darf man nicht erwarten, hier eine Art Schneiderkostüm vorzufinden. Sie besteht vielmehr aus einem Jäckchen aus derbem Stoff und einem Röckchen aus Wolle, das ganz kurz und keck aussieht. Eigentlich besteht dieses Röckchen nur aus Schnüren, die oben durch einen festen Verband zusammengehalten wurden, sich aber im übrigen ganz frei und ungeniert bewegen können. Dieses Röckchen hat eine Weite von 1,54 Meter, konnte also gut zweimal um den schlanken Leib geschlungen werden. Im übrigen ist es so kurz, daß es sich leicht mit unserer vergangenen Kurzrockmode vergleichen läßt. Es reichte der

Warum Ehestands-Darlehen ?



Nichts zeigt die neue, organische Methode der Arbeitsbeschaffung deutlicher als die Maßnahmen, die sich mit der Frauenarbeit im weitesten Sinne beschäftigen. Die Zunahme der Frauenarbeit hat dem Erwerbsleben in den Nachkriegsjahren geradezu den Stempel aufgedrückt. Unser Bild zeigt, daß sich die Zahl der weiblichen Arbeitnehmer außerhalb des Haushaltes in etwa anderthalb Jahrzehnten nahezu verdoppelt hat. Auf der anderen Seite hat die Zahl der Eheschließungen wesentlich abgenommen. Es blieb der Regierung der nationalen Revolution vorbehalten, aus diesen Tatsachen, an denen man jahrelang, im liberalistischen und marxistischen Denken befangen, achtlos vorübergegangen ist, die notwendigen Folgerungen zu ziehen. Der Arbeitsbeschaffungsplan will nun durch wirksame Maßnahmen die Frau zu ihrem ursprünglichen Arbeitsfeld, der Hauswirtschaft, zurückführen und damit in Geschäft und Werkstatt Platz für männliche Arbeitskräfte schaffen. Diesem Ziel dient insbesondere die Förderung der Eheschließung durch das Ehestandsdarlehen.

(Germanin von der Hüfte bis zum Knie. Da es, wie gesagt, aus Schnüren bestand, steht die Dichtigkeit allerdings etwas im Kontrast zu unserem heutigen Schlichtheitsempfinden. Immerhin muß man daran denken, daß es sich um ein Sommergewand handelte, in dem ja auch, was die Blumenbeigaben beweisen, das Begräbniß erfolgt ist. Außerdem steht nicht fest, ob die Germanen jener Zeit die Kleidung für die Grablegung nicht etwas vereinfacht haben. Um die Hüften wurde das Röschchen durch einen aus Wolle gewebten Gürtel festgehalten. Dieser Gürtel wurde an beiden Enden mit Quasten versehen. Sie hingen so lang am Körper herab, daß sie beim Gehen mitschwangen.)

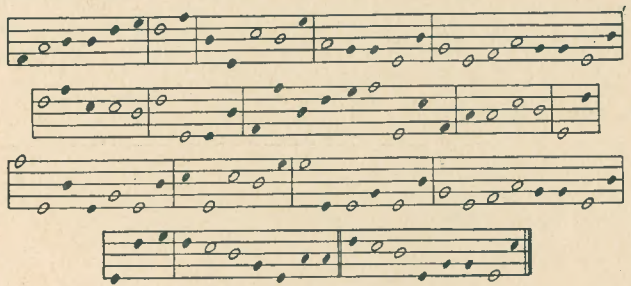
Wenn man an die Nothlänge vor wenigen Jahren denkt, muß man schon sagen, daß sich dieses Mädchen von Egtved in ihrem Außern gar nicht wesentlich von dem Mädchenbild, das wir kennen, unterscheidet. Man ist versucht, sogar mehr an gepflegte Großstadtmädchen von heute zu denken, vor allem, wenn man noch zu seinem Staunen erfährt, daß die Reste von Fingernägeln, die in dem Eichensarg vorgefunden wurden, mit voller Sicherheit beweisen, daß diesem Germanenmädchen der Bronzezeit die Nagelpflege nicht fremd war. Ihre Nägel waren fein gerundet und hübsch poliert. Es kommt noch dazu, daß das Mädchen mit reichlichem Schmuck überall dort versehen war, wo die Kleidung dies zuließ. Das größte Schmuckstück, eine Art Brosche aus schönem goldglänzendem Bronzematerial, rundum mit Spiralornamenten verziert, trug das Mädchen vorn über dem Gürtel, als Abschluß des Nacktens und zur Verdeckung der Enden beider Kleidungsstücke. Weiter fand man Ohringe aus Bronze, ebenso Arm- und Halsreifen in dem Eichensarg vor. Ins Grab hatte man dem Mädchen nur Hauschuhe mitgegeben, die einfach aus drei Stoffkappen zusammengeheftet waren.

Selbst wenn es sich bei diesem merkwürdigen Grabfunde um eine Ausnahme handelt, etwa um die Tochter aus einem besonders vornehmen Geschlechte, wird man die hier bekanntgewordenen Einzelheiten, wenn auch ziemlich vergrößert, doch als „Mode“ jener Tage ansehen müssen. So also sahen die Germanenfrau und ihre Tochter schon vor über dreitausendfünfhundert Jahren aus. Und wenn im Außerlichen die Unterschiede so klein sind, mag für das Wesen jener Urahren unserer heutigen Bäuerinnen wohl auch gelten, was Jeremias Gotthelf über die Frau schreibt: „Sie ist dato noch, wie sie ehemals war, und wird also bleiben, bis Gott läuten läßt zur Ewigkeit.“

Paul Kurz.

Der Nussknacker

Geheimchriftsrätsel.



Schlüssel:

1.	= Holzblasinstrument	2.	= Leichte Strafe
3.	= Lieder- und Balladenkomponist	4.	= Vogelkleid

C. H.

Wortreste.

1. bnn, 2. brt, 3. chl, 4. djn, 5. kmn, 6. lct.

Zu jedem der Wortreste sind drei Vokale zu erraten, so daß Wörter folgender Bedeutung entstehen: 1. Land am Nil. 2. Teil des Weinstocks. 3. Baumfrucht. 4. Duellennymphen. 5. Einziges Exemplar. 6. Steigergerät. Die gefundenen Wörter sind dann in eine bestimmte Reihenfolge zu bringen, daß ihre Anfangsbuchstaben ein Bauwerk nennen. W. J.

Einschalträtsel.

Kloß — Robe — Grippe — Geiz — Märe — Strich — Deut — Leer.

In die vorstehenden Wörter ist je ein Buchstabe einzuschalten, so daß Wörter neuer Bedeutung entstehen. Die eingeschalteten Buchstaben nennen im Zusammenhang ein Wäschestück für Herren. W. J.

Silbenzusammenstellrätsel

mit Buchstabenauswählrätsel.

al — an — au — ap — be — burg — darm — de — den — der — di — die — diens — dre — ei — ei — es — esch — et — fel — fre — frei — gat — ge — ge — gel — go — go — gung — in — je — keit — len — li — li — lin — lin — liß — lon — mast — mil — mo — mus — nat — naph — ne — neh — ni — nig — now — on — ra — rin — rung — rus — sa — sel — sen — sen — si — so — so — stel — stieg — tag — te — ter — tha — us — va — ve — we — we — wehr — wild — wort — zeit — zel — zi.

Vorstehende 79 Silben sind zu 29 Wörtern zusammenzustellen. Aus jedem Worte sind drei, aus dem letzten Worte vier nebeneinanderstehende Buchstaben auszuwählen, die, aneinandergereiht, einen Ausspruch von Ernst Röhm ergeben.

Bedeutung der Wörter: 1. Schnellsegelndes Kriegsschiff. 2. Gefährlich nicht geschützte Jagdtiere. 3. Bad auf Rüben. 4. Was stark macht. 5. Wortart. 6. Römischer Feldherr in Germanien. 7. Blauer Farbstoff. 8. Teil des Verdauungsorgans. 9. Mündungsarm der Oder. 10. Hauptstadt der Türkei. 11. Europäischer Staatsmann. 12. Hunnenkönig. 13. Landzunge. 14. Volkstamm in Rußland und Sibirien. 15. Tal des Rison. 16. Wochentag. 17. Unkraut. 18. Südfrucht. 19. Dänischer Dichter. 20. Schlange. 21. Große Zahl. 22. Ostseeinsel. 23. Geschäftsteilhaber. 24. Chemisches Erzeugnis. 25. Distelfink. 26. Stadt an der Werra. 27. Stadt an der Mulde. 28. Waffe. 29. Gegensatz von Ruhe.

Karreerätsel.

(Gefährlich geschäft.)

1	2	3	4	5	6	7	8	9
	10	11	12	13	14	15	16	
	17	18	19	20	21	22	23	
	24	25	26	27	28	29	30	
	31	32	33	34	35	36	37	

Jede Zahl der zu erratenden Wörter entspricht einem Buchstaben, der in das mit der gleichen Zahl bezeichnete Karree einzutragen ist. Die Buchstaben, von 1 bis 37 fortlaufend gelesen, ergeben einen Ausspruch von Kardinal Faulhaber.

Bedeutung der einzelnen Wörter:

3	4	5	7			=	Haustier.
9	25	6	14	26	✓	=	Zweikampf.
12	13	36	2		✓	=	chinesischer Lastträger.
19	18	20	27	8		=	Brauch.
16	1	10	15		✓	=	deutscher Kampfflieger.
21	28	11	33	15	✓	=	Trinkverlangen.
13	17	22			✓	=	Schweizer Kanton.
29	23	31	30	34	32 ✓	=	Eigentümer eines Seehandelschiffes.
24	35	7	20	37	11	=	Traubenpresse.

Ruhelos.

In einem Haus wir wandern
Von einem Ort zum andern.
Das Haus liegt an der Kette;
Ihr alle kennt's, ich wette!

Wir werden nach Belieben
Zur Arbeit angetrieben
Und gehen stets im Kreise
Nach altgewohnter Weise.

W. J.

Streichung.

Bieh, Ziel, Ulan, Ding, Haut, Ines, Esad, Elle, Leer, Naab, Gile, Sara, Kamm, Kien.

Man streiche aus den Wörtern je zwei zusammenhängende Buchstaben und lese dann die Restbuchstaben fortlaufend, die ein Sprichwort ergeben müssen. W. J.

Silbenstreichung.

I
Ofarina
Pharao
Kanapee
Jatagan
Riviera
Loreador
Kabbala
Liberia
Persien
Passage

II
Melinit
Epidermis
Gewerbe
Rabatte
Gitarre
Mirabelle
Kanister
Mormone
Murillo
Demeter

Man streiche von den Wörtern der Gruppen I und II je eine Silbe. Beide Silben müssen ein neues Wort ergeben. Die Anfangsbuchstaben der richtigen Wörter nennen, von oben nach unten gelesen, ein Streichinstrument. W. J.

Lösungen aus dem Dezemberheft 1933.

Frohe Weihnachten!

1. Wasser. 2. Weihnachten. 3. Schnee. 4. Sackel. 5. Westen.
6. Mus. 7. Winter. 8. Bob. 9. Gut. 10. Maus. 11. Egel. 12. naß.
13. und. 14. Eule. 15. rot. 16. Eier. 17. das. 18. Bund. 19. Dur.
20. Bach. 21. Sen. 22. Mund. 23. Edda. 24. Glinte. 25. Nerg.
26. sechs.

Was es auch Großes und Unsterbliches in der Welt zu erleben gibt, den Menschen Freude zu machen, ist doch das Beste, was man auf der Welt tun kann.
Rofegger.

Füllrätsel.

1. Rabatte, 2. Franken, 3. Agraße, 4. Refrain, 5. Inzerat, 6. Algebra.

Geheimsschifträtsel.

Wo man von Frömmigkeit mit vielen Worten spricht, da suche nur die Frommen nicht.
Wilhelm Gleim.

Schlüssel: 1. Gewitter. 2. Maus. 3. Vogesen. 4. Rache. 5. Köhler.
6. Pferd.

Geographisches Formenrätsel.

Oder. Rempten. Minden. Weichsel. Halberstadt.
Erkenne dich selbst.

Rätselgleichungen.

Hut, Mond, Ries, Keil; Humoreske.
Saal, Rat, Bann, Ende; Sarabande.

Rösselsprung.

Über die Heide hallet mein Schritt;
Dampf aus der Erde wandert es mit.
Herbst ist gekommen, Frühling ist weit —
Gab es denn einmal selige Zeit?
Brauende Nebel geistern umher,
Schwarz ist das Kraut, und der Himmel ist leer.
Wär' ich nur nicht gegangen im Mai!
Leben und Liebe — wie flog es vorbei.

Theodor Storm.

Neue Zeichen.

St, Ost, Koft, Trost.

'Dreisilbig.

Eifersucht.

Homogramm.

U V L
U N I O N
V I P E R
L O E W E
N R E

Umstellrätsel.

Bisamratte, Auerhahn, Bekassine, Fischotter.

Die Quelle.

Die Bilder zu dem Aufsatz „Lukas Cranach der Ältere“ von E. Günther sind mit Genehmigung des Insel-Verlags Leipzig entnommen dem Band „Lukas Cranach“ von Kurt Glaaser (117 Abbildungen) aus der Sammlung „Deutsche Meister“.

Weit über den Leserkreis hinaus

wird unser Bestreben, „Das Werk“ immer mehr zu einer die wirtschaftlichen und kulturellen Fragen der Gegenwart erfassenden Rundschau auszubauen, von allen Seiten anerkannt.

Neben der vielfach ein Jahrzehnt überdauernden Treue des größten Teiles unserer Leserschaft ist erste Voraussetzung für den von uns angestrebten weiteren Ausbau die Gewinnung neuer „Werk“-Freunde. Wer „Das Werk“ noch nicht kennt, wird für einen Hinweis dankbar sein, daß er bei der Verteilungsstelle kostenlos und unverbindlich ein Probeheft erhalten kann, um sich selbst ein Urteil über „Das Werk“ zu bilden. Werben Sie im Bekanntenkreise für „Das Werk“! Die Erhöhung der Auflage kommt dem Leserkreis zugute, denn

jede Erhöhung bedeutet Verbesserung des Inhaltes und der Ausstattung.

Über 500 Werbeprämien:

10 handschriftlich signierte Originalradierungen,
20 fotokopierte Handzeichnungen und Kupferstiche alter und neuer Meister aus der Reichsdruckerei,
30 Bücher (Romane, Novellen, Reisebeschreibungen usw.),
50 Halbjahresfreibzüge der Zeitschrift „Das Werk“,
50 Vierteljahresfreibzüge der Zeitschrift „Das Werk“,
350 Einbanddecken und Sammelmappen,
warten darauf, verteilt zu werden.

Die Anwärter?

Jeder „Werk“-Leser, der bis spätestens zum 10. Februar (auf Wunsch ist der Termin verlängert) mindestens einen Neubezieher für das Jahr 1934 geworben hat.

Die Verteilung der Werbeprämien erfolgt ihrem Werte entsprechend nach der Zahl der neugeworbenen Bezieher.

Zwei wertvolle **gerahmte** Originalradierungen werden außerdem unter **alle** Prämienanwärter ohne Rücksicht auf die Zahl der geworbenen Bezieher verlost.

Die Bolamillierkrommel

enthaltend die buntesten im verräsonnenen Monat

einschlussreichen Spottwörter

Kindermund.

Lilly: „Tante, du kommst ja selber; ich dachte, dein Kamel kommt.“
Tante: „Mein Kamel?“
Lilly: „Ja, Papa sagte gestern: Morgen kommt wieder das Kamel (Kölnische Illustrierte Zeitung.)“

Als der Schaffner entdeckte, daß der Schotte ohne Fahrkarte fuhr, wurde er so wütend, daß er den Koffer des blinden Passagiers ergriff und aus dem Fenster schleuderte — gerade in einen Fluß hinein, über den der Zug eben fuhr.

„Mörder!“ schrie der Schotte. „Jetzt haben Sie meinen einzigen Sohn ertränkt!“

(Berliner Illustrierte.)

*

„Ihr Mann hat am Skattisch erzählt, er führe zu Hause ein wahres Hundeleben“, berichtete die gute Freundin.

„Das stimmt! Er kommt mit schmutzigen Füßen nach Hause, macht sich's am Ofen bequem und lauert aufs Essen!“

(Die Woche.)

*

Als Knoppich im Büro erscheint, fällt auf, daß er ein blaues Auge hat. Scherze bleiben nicht aus. Da klärt er die Situation: „Mir hanim'n da nämlich so'n bleedes Wärtigo, da habb'ch mich im Dunkeln dran geschdoßen!“

„Genn'ch“, erwidert Buchhalter Kräpel, „mir ging's ooch effders so! Aber dann habb'ch däm Wärtigo gesachd, daß'ch mich von ihm scheiden liesse, und nu schdehd's nie mehr im Wechsel!“

(Moralle.)

*

„Wir kommen jetzt zu den Elementen“, sagt der Lehrer. „Wer kann mir ihre Namen nennen?“

„Feuer, Wasser, Luft und Bier“, zählt Hänschen auf.

„Wieso Bier? Wer hat dir diesen Unsinn gesagt?“

„Wenn Vater Bier trinkt“, erwidert Hänschen, „sagt Mutter immer: Jetzt ist er in seinem Element!“

(Kölnische Illustrierte Zeitung.)

„Warum haben Sie Ihren Jungen ‚Algernon‘ genannt? So ein merkwürdiger Name!“

„Mein Mann will, daß er ein mutiger Mensch werden soll. Na, und mit dem Namen wird es ihm an Angriffen in der Schule nicht fehlen.“ (Hamburger Illustrierte.)

Frau: „Glaubst du, mein neuer Pelzmantel kann Regen vertragen?“

Mann: „Hast du schon mal ein Kehlen mit einem Regenschirm spazierengehen sehen?“ (Hamburger Illustrierte.)

*

Kindermund.

Bei Knüppels ist ein kleines Mädchen angekommen. Als es auf der Küchenwaage gewogen wird, zeigt es sich, daß es neun Pfund wiegt. Hans steht neugierig dabei. Etwas später, als die Hebamme gehen will, bekommt sie achtzehn Mark für ihre Arbeit ausbezahlt. Hans, der in der Schule schon allerlei gelernt hat, zupft am Rock der Frau. „Du, Tante“, sagt er, „bei dich sind aber die kleinen Kinder teuer, das Pfund zwei Mark!“

*

Erholung.

Der Lehrer will den Kleinen den Begriff Erholung erklären und fragt: „Wenn dein Vater abends müde von der Arbeit nach Hause kommt, was tut er dann?“

Köbesche: „Dann deit hä uns verkamesöle, Herr Lehrer.“ (Kölnische Illustrierte Zeitung.)

*

Wahlaufruf.

Der „Rosenheimer Anzeiger“ brachte bei den Gemeindevahlen folgenden Artikel: „Die Gemeindevahlen haben auch hier eine Lawine von Flugzetteln mit sich gebracht. Das Kuriosum aber war ein Wahlaufruf, der sich an die Büroangestellten wendete und mit folgender Schlagzeile versehen war: ‚Büroangestellte! Wacht auf!‘“

Weihnachtslegende.

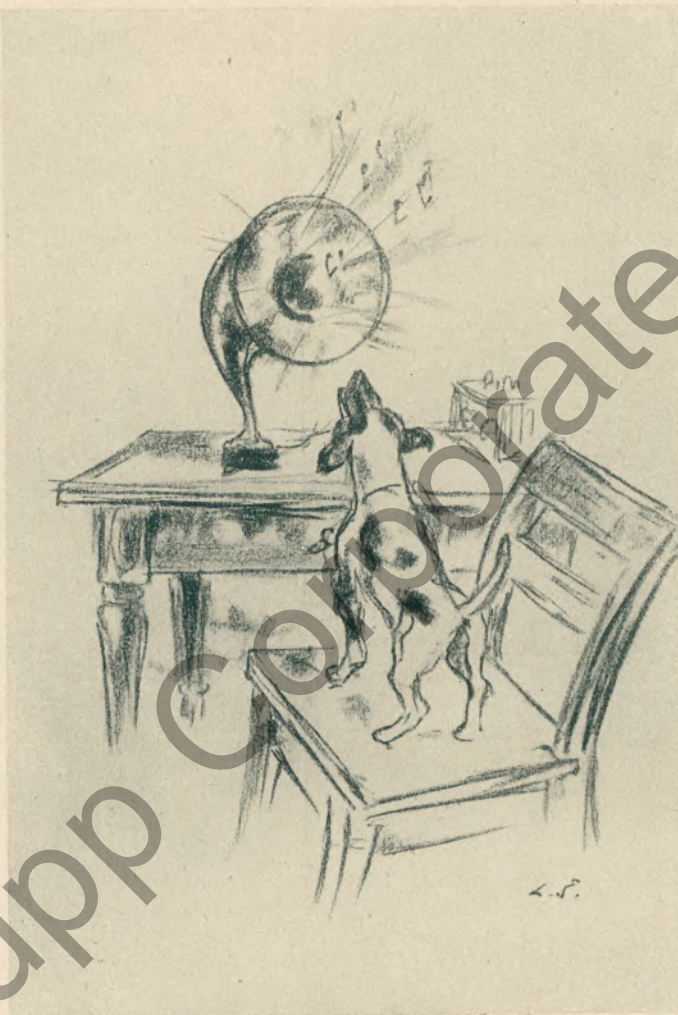
Im Religionsunterricht der Kleinen sagt die Lehrerin: „Und Maria gebar ihren ersten Sohn.“

Klein-Isle fragt: „Was heißt gebar?“

Die Lehrerin darauf: „Das heißt soviel wie bekam.“

Am nächsten Tag kommt freudestrahlend die Kleine in die Schule. „Gestern gebar meine Schwester einen Kanarienvogel.“

(Kölnische Illustrierte Zeitung.)



Der Protest.

Zeichnung von Ludwig Schwerin.

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — D. A. 8500. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 69, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigem Umschlag) 8 RM., Einzelheft 75 Pf. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 6 RM., Einzelheft 60 Pf.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 4,40 RM., Einzelheft 40 Pf., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrgangs werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 69, wohin alle Mitteilungen zu richten sind. Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31 (Vereinigte Stahlwerke), Nebenstelle 5 00.

thyssenkrupp Corporate Archives